



RAYWEN
WHITE

LESEPROBE

VERGESSENNE
LEIDENSCHAFT

DER FLUCH DER UNSTERBLICHEN

 FOREVER 



Die Autorin

Raywen White lebt gemeinsam mit ihrem Mann im Raum Frankfurt am Main. Schon als Kind wurde ihr nachgesagt, sie habe eine lebhaftes Fantasie.

Diese hat sie sich glücklicherweise bis heute bewahrt. Denn erst in den letzten Jahren entdeckte die Diplominformati-

kerin ihre Leidenschaft fürs Schreiben. Ganz besonders haben es ihr dabei die Genres Fantasy und Romance angetan, die sie gekonnt miteinander verbindet.

Das Buch

Sie kann sich nicht erinnern, doch er kämpft um ihre Liebe – Der zweite Teil der packenden Romantasy-Saga

Nachdem Bael aus den Fängen des Dämonenfürsten befreit ist, macht er sich auf die Suche nach Ashra, der Liebe seines Lebens. Er findet heraus, dass sie vor vielen Jahren in ihre Heimat, das Elfenreich, zurückgekehrt ist, wo sie als Prinzessin in Kürze heiraten soll. Verzweifelt versucht Bael, sie umzustimmen, doch Ashra kann sich nicht an ihn und ihre Liebe erinnern. Als die Elfen beginnen, Jagd auf den Eindringling zu machen, sieht Bael keinen anderen Ausweg als die Flucht. Er nimmt Ashra mit sich, deren Erinnerungen immer wieder auflodern, nur um dann erneut zu erlöschen. Es beginnt eine Reise voller Gefahren, die gleichzeitig eine Zerreißprobe für Bael's Gefühle wird. Doch wer steckt hinter dem Fluch, der Ashra's Erinnerungen bannt? Und wird es Bael gelingen, seine große Liebe zurückzugewinnen?

Raywen White

Vergessene Leidenschaft

Der Fluch der Unsterblichen



Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Oktober 2016 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016
Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-115-1

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Verlust



*Erst wenn man jemanden verliert, kann man wirklich ermes-
sen, wie sehr man denjenigen wirklich gebraucht hat. Wie sehr
jemand ein Teil von einem selbst war.*

Ich spüre den Verlust, als würde mir die Seele entrissen.

Es schmerzt.

Brennt in meinen Lungen.

*Nimmt mir jede Kraft, mich zu bewegen. Mein Lebenswille
ist gebrochen, mein Wesen in tausend Stücke zersplittert.*

*Und doch schlägt mein Herz wie wild gegen meinen Brust-
korb. Atme ich stoßweise immer wieder die abgestandene Luft.
In mir ist noch ein winziger Funke Leben, ein winziger Hauch
von Widerstand. Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nehme, um
zu kämpfen. Winzige Splitter meines zerstörten Selbst hängen
noch am Leben, wollen leben.*

Haben Hoffnung.

*Es tut so verdammt weh. Eine nie enden wollende Qual raubt
mir die Luft zum Atmen. Stumm öffne ich den Mund zu einem
erbitterten Schrei der Pein, doch er sitzt tief in meinem Hals,
sitzt fest verankert in meinem Herzen und lässt mich nicht los.*

*Mein ganzer Körper krampft, bäumt sich auf, im sinnlosen
Kampf, den er führt. Die Natur selbst ist stärker als mein ge-
brochener Wille, der nur noch ein Ende meines Leidens herbei-
sehnt.*

*Ich habe nicht mehr die Kraft, nicht mehr den Willen zu
atmen und doch füllt der nächste Lufthauch meine Lungen,
schlägt mein Herz weiter gegen meine Rippen. Ich verstehe*

nicht, warum winzige Stücke in mir noch um den nächsten Atemzug kämpfen. Denn in diesem Leben gibt es nichts mehr. Nichts. Ich bin gefangen in meinem Körper, gefangen im Schmerz, der mich in die trostlose Unendlichkeit begleitet.

Wie viel Leid, wie viel Schmerz kann ich noch ertragen, bevor mein Körper endlich aufhört sich gegen den gnadenvollen Tod zu wehren?

Nichts ist mehr da, wofür es sich lohnt zu leben.

Nichts außer Verzweiflung.

1.



Wütend und gereizt schritt Bael Dragos durch den großen Raum und fuhr sich aufgebracht durch seine kurzen braunen Haare. Es war ungewohnt und merkwürdig, durch die sauberen Strähnen zu streichen, die sich nun in Wellen über seine Ohren legten. Lange Zeit hatte ihm kein Friseur zur Verfügung gestanden. Ihm hatte eigentlich gar nichts zur Verfügung gestanden. Nur Einsamkeit. Nur Dunkelheit.

Fünfundzwanzig Jahre lang war er kein Teil dieser Welt gewesen. War von einem Dämon in ein finsternes Loch geworfen worden. Doch das war nun vorbei. Sein gequälter Geist schien dies jedoch immer noch nicht wirklich glauben zu können. Das Gefühl, die schweren schmiedeeisernen Ketten würden um sein Fußgelenk liegen, ließ ihn einfach nicht los.

Das Zimmer, in dem er sich befand, machte ihn nervös. Es schien so leer zu sein wie sein Leben. Nur ein großes Futonbett und eine Kommode standen in dem fast kahlen Raum.

Nach fünfundzwanzig Jahren in dem kleinen Kerker hatte er nun das Gefühl, er würde sich in dieser Weite verlieren oder ins Nichts gezogen werden. Die Wände waren weiß gestrichen, alles war hell und freundlich, blendete seine Augen, die so lange nur Dunkelheit gekannt hatten.

Die großen Panoramafenster boten einen wundervollen Ausblick auf die leuchtende Skyline von New York, die sich vor dem dunklen, wolkenverhangenen Himmel abhob. Doch er vermied es, einen Blick hinauszuerwerfen, wandte sich verunsichert ab. Die Aussicht auf Freiheit beunruhigte ihn, nach-

dem er jahrelang nur auf nackten und kahlen Fels gestarrt hatte.

Wie oft hatte er sich in all den Jahren der Gefangenschaft nach diesem Ausblick gesehnt? Wie oft hatte er den Anblick der Skyline vor seinem inneren Auge heraufbeschworen? Doch jetzt, wo er ihn wahrhaftig direkt vor sich sah, konnte er ihn nicht ertragen. Er war ein Mahnmal, das ihn immerzu daran erinnerte, wie lange er fort gewesen war.

Fünfundzwanzig Jahre. Es hatte sich alles verändert. Er hatte sich verändert.

Der Zorn brodelte in ihm. Zugleich fühlte er sich verwirrt und verloren. Die Trauer um all die unwiederbringlichen Jahre lag schwer wie ein Mühlstein um seinen Hals. Wie ein verwundetes Tier wollte er sich zurückziehen, wollte einfach nur vergessen, was er in den letzten Jahren durchgemacht hatte. Doch die Wut brannte in ihm lichterloh, ließ ihn aggressiv von einer Seite des Raumes zur nächsten wandern, obwohl sein Körper, der so lange in einer kauern Position verbracht hatte, dagegen aufbegehrte. Schweiß brach ihm aus allen Poren, seine lange nicht mehr gebrauchten Muskeln zitterten vor Anstrengung. Er sollte sich hinlegen, sollte sich Ruhe gönnen.

Doch er konnte es nicht. Eine kleine zierliche Blondine, die in dem riesigen Bett lag, hinderte ihn daran den Raum zu verlassen und sich wieder in ein enges und dunkles Loch zu verkriechen, wie er es am liebsten getan hätte.

Immer wieder wanderte sein aufgewühlter Blick zu ihr hin. Ihre Augen waren geschlossen und ihr Atem ging ruhig und gleichmäßig. Seit Tagen lag sie nun schon so da. Ihre Haut war talgig und wässrig, sodass sie fast durchscheinend wirkte. Die junge Frau fühlte sich kalt und klamm an. Der Arzt, der sie untersucht hatte, meinte, sie liege im Koma, weil sie ihre gesamte magische Energie verbrannt hatte.

Wütend und verzweifelt hatte Bael dem Mann zugehört, der behauptete, er könne nicht sagen, ob sie überhaupt jemals wieder zu Bewusstsein kommen würde, geschweige denn wann. Bis vor fünf Tagen war er ihr nie zuvor begegnet gewesen. Bis vor fünf Tagen war er noch ein Gefangener gewesen.

Wütend raufte er sich die Haare. Ihr verdankte er seine Rettung aus der Hölle, die Chance darauf, wieder ein Leben führen zu können. Sie bedeutete Hoffnung.

Verloren stand er da und sah hilflos auf das Wunder, das er immer noch nicht begreifen konnte. Auf die glückliche Vergangenheit, für die sie stand. Die Vergangenheit, die er verloren hatte.

Zornig drehte er sich um und schritt in die andere Richtung des Raumes.

Fünfundzwanzig Jahre, die er unwiederbringlich verloren hatte.

Das gleichmäßige Pochen ihres Herzens war deutlich über die Stille hinweg zu hören. Bael war dabei gewesen, als sie sich dermaßen verausgabte, dass ihr Körper in diesen koma-tösen Zustand gefallen war. Doch er hatte ihr nicht helfen können, er war zu schwach gewesen. Kaum bei Bewusstsein. Es machte ihn wütend und verbittert, er hätte es verhindern können. Er hätte verhindern müssen, dass sie ihr eigenes Leben beinahe geopfert hätte.

Zähneknirschend wanderte sein finsterer Blick von dem wichtigen Wesen im Bett auf den schwarzhaarigen Mann, der indirekt für den besorgniserregenden Zustand der jungen Frau verantwortlich war.

Der Kerl war immerhin ein Drache, er wäre nicht an einer lächerlichen Schusswunde gestorben. Aber das hatte sie nicht wissen können. Sie war so unschuldig, hatte keine Ahnung von seiner Welt, die nun auch ihre war. Sie war als Mensch aufgewachsen.

Weil ich nicht da war. Weil ich nichts von ihr wusste.

Selbstekel überrollte ihn, machte ihn noch wütender. Knurrend trat er einen Schritt auf den Mann zu. Doch Kane Kincade hatte keinen Blick für das, was um ihn herum geschah. Er schien die vielen Leute, die immer wieder in sein Schlafzimmer platzten und mit ihm sprachen, nicht einmal zu bemerken. Er hockte einfach nur neben der zerbrechlich aussehenden Person im Bett und griff wiederholt nach ihrer Hand, ihrem Haar. Streichelte und berührte sie, als wolle er sich davon überzeugen, dass das Mädchen wirklich noch lebte. Dass sie real war.

Auch wenn er Kane in diesem Moment gerne den Hals umgedreht hätte, er konnte ihn verstehen. Konnte dieses drängende Bedürfnis nur zu gut nachvollziehen, da er selbst sich auch ständig vergewissern musste, dass die junge Frau real war. Dass sie nicht nur ein Traum war und er in Wirklichkeit noch immer in seinem Kerker saß, endgültig dem Wahnsinn verfallen.

Er rieb sich über das glatte Gesicht und wunderte sich, dass nicht, wie noch vor wenigen Tagen, lange Barthaare sein Kinn bedeckten. Es hatte sich so viel verändert.

Eingehend betrachtete er das Mädchen. Sie ähnelte ihrer Mutter, hatte die gleiche kleine Stupsnase, aber auch die hohen Wangenknochen der stolzen Elfe. Vor allem aber hatte sie ihre Augen. Diese tiefen grünen Seen, die wie ein Meer aus frischem Gras wirkten. Schmerzhaft zog sich sein Herz zusammen, als er sich erinnerte. Er wollte, dass die junge Frau die Augen wieder öffnete, damit er sicher sein konnte, dass er nicht geträumt hatte.

Er verharrte und starrte einfach auf dieses Wunder. Sein Zorn verpuffte und wurde durch Ungläubigkeit ersetzt. Es war ihm immer noch unbegreiflich, dass dies sein Kind sein sollte. Seine Tochter. Verbittert raufte er sich die Haare. Es war un-

möglich. Sie konnte nicht seine Tochter sein. Und doch war sie es. Er wusste es. Müde rieb er sich erneut das Gesicht und durchstriefte weiter das Zimmer.

Sobald er dem Bett auch nur ein wenig nahekam, vernahm er das leise Knurren seines zukünftigen Schwiegersohns. Er konnte es ihm nicht einmal verübeln, nicht nachdem er, ihr eigener Vater, versucht hatte, sie zu töten. Es spielte dabei keine Rolle, dass er zu diesem Zeitpunkt nicht einmal gewusst hatte, dass sie sein eigen Fleisch und Blut war. Seine Tochter. Er hatte eine Tochter.

Es war unglaublich. Es war unmöglich. Es war ein Wunder. Sie war ein Wunder. Nicht nur für ihn, für seine ganze Spezies war ihre Existenz etwas Besonderes. Sie bedeutete Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Und doch zugleich auch die schmerzhafteste Erinnerung an das, was sein Volk unwiederbringlich zerstören konnte, was es bereits verloren hatte. Er hatte verhindern müssen, dass sie den ärgsten Feinden seines Volkes, den Dämonen, in die Hände fiel. Dass sich das grausame Schicksal seiner Art wiederholte. Ihm drehte sich auch jetzt noch der Magen um und seine animalische Seite kam dichter an die Oberfläche, ließ ihn tief in der Brust ein drohendes Knurren ausstoßen.

Wenn er daran dachte, dass sie tatsächlich in die Hände seines Feindes gelangt war. Welche Pläne der Dämon mit ihr gehabt hatte, der ihn selbst all die Jahre gefangen gehalten hatte. Es trieb ihm die Tränen in die Augen. Zornig fauchte er und versuchte sich nicht auf den jungen Mann zu stürzen, der die Schuld an ihrer Gefangennahme trug. Der sie dieser Bestie ausgeliefert hatte. Er durfte jetzt nicht darüber nachdenken, durfte nicht die Kontrolle verlieren. Sonst würde er sich in das gefährliche Wesen verwandeln, das er in Wahrheit war.

Abermals durchstriefte er den Raum und grübelte darüber nach, dass sich innerhalb von so wenigen Tagen sein Leben

unwiderruflich geändert hatte. Er sollte glücklich darüber sein, doch die Zeit im Kerker hatte Spuren hinterlassen, er war nicht mehr der ausgeglichene und optimistische Mann, der er vor seiner Gefangenschaft gewesen war. Er hatte immer viel gelacht, doch es war, als hätte er es in all den Jahren verlernt.

Der Schmerz und der Wahnsinn, die seine einzigen Gefährten in der kleinen Kerkerzelle gewesen waren, hatten ihre Klauen tief in ihn geschlagen, ihn immer noch nicht verlassen. Eine falsche Bewegung von Kane und er würde ihm die Kehle zerfetzen.

Er wollte ihm die Kehle zerfetzen.

Seine Tochter war durch die Hölle gegangen wegen diesem Mistkerl. Seine Reißzähne wurden länger, genauso wie sich seine Klauen zu spitzen Dolchen formten. Da war er wieder, der blanke Zorn des Wahnsinns, der in ihm wütete und seine Schritte durch den großen Raum beschleunigte, wie auch den Takt seines Herzschlags. Er ließ ihn einfach nicht los.

Fest ballte er die Fäuste, biss die Zähne zusammen, bis auch dieser kurze Wutanfall vorüber war. Er durfte den Mann nicht töten. Nicht wenn ihm das zukünftige Glück seiner Tochter irgendetwas bedeutete. Aber wie gern würde er es tun. Wie gern würde er all den Schmerz und den Zorn, der unter einer hauchdünnen Schicht in ihm brodelte, loswerden. Er durfte ihm nicht nachgeben, durfte sich nicht der blindwütigen Aggression des Drachen in ihm ergeben. Er würde alles um sich zerstören, auch sie.

Tief atmete er ein. Er war nicht nur auf Kane Kincade wütend, nein, er war vor allem über die Tatsache wütend, dass man ihm die Jahre ihrer Kindheit gestohlen hatte, dass er nicht die Möglichkeit gehabt hatte, sie zu beschützen. Wäre er da gewesen, wäre sie Kane niemals über den Weg gelaufen. Es war ihm scheißegal, dass sie dessen Gefährtin war.

Die Tür in den Flur öffnete sich geräuschlos. Im Augenwinkel erkannte er eine großgewachsene Frau mit rotblonden Haaren, die den Raum betrat. Sie hatte zwei Hörner, wie es bei Dämonen üblich war, die sich in einem eleganten Schwung nach oben streckten, aber sie war keine Dämonin. Sie gehörte zu seinem eigenen Volk, sie gehörte zu den Drachen.

Seine seit Tagen aufgestaute Wut kochte über, doch bevor er sich dem wilden Wesen in sich endgültig ergab, stürmte er an der Rothaarigen vorbei, die ihn bekümmert ansah. Tief in ihm war das Wissen vergraben, dass sie nichts für all die Geschehnisse konnte. Er wollte sie nicht hassen. Doch sobald er sie – seine eigene Mutter – sah, das wissende und geheimnisvolle Lächeln, welches sie meistens zur Schau trug, schien ihm der Zorn sämtlichen Verstand zu entreißen und zurück blieb nur der Instinkt eines wilden Tieres. Sie musste es gewusst haben. Sie hätte dieses Desaster verhindern können. All das Leid, das seine Gefährtin erduldet haben musste.

Schwankend blieb er stehen, als das Gefühl der Einsamkeit, des unendlichen Verlustes, ihn schmerzhaft traf. Er vermisste sie so sehr, dass er es nicht einmal ertrug, ihren Namen auszusprechen. Seine Gefährtin, die Mutter seiner Tochter. Wenn er bei seiner Tochter war, sah er sie vor sich und scharfe Klagen zerschnitten sein Herz. Doch dieses Gefühl war für ihn normal, nachdem er fünfundzwanzig Jahre nichts anderes gespürt hatte. Fünfundzwanzig Jahre getrennt von ihr.

Er wollte zu ihr, er musste sie sehen. Wahrscheinlich wollte sie jedoch nach all der langen Zeit gar nichts mehr mit ihm zu tun haben. Sie hatte ihn damals nicht akzeptiert, hatte sein wahres Wesen verabscheut. Wie sehr würde sie ihn nun hassen, wo der Drache in ihm dicht unter der Oberfläche saß. Jeden Moment bereit zuzuschlagen. Tief in sich spürte er das Monster, das sie in ihm gesehen hatte. Er würde es nicht noch

einmal ertragen, den Hass und die Abscheu in ihren strahlenden Augen zu sehen. Zitternd atmete er ein.

Bael hörte es knacken und spürte, wie ihn jemand kräftig am Arm zog. Als er auf sah, erkannte er den jungen Matthew Baker, der ziemlich schockiert auf etwas starrte und murmelte: »Kein Wunder, dass uns Kane aus dem Haus haben will, wenn du ihm die Einrichtung demolierst.«

Verständnislos schaute Bael in dieselbe Richtung, in die der Blick von Matt ging, und fluchte, als er die zerstörte Arbeitsplatte bemerkte. Er hatte gar nicht mitbekommen, dass er in die Küche gegangen war, geschweige denn, dass er die schwarze Granitplatte so fest umklammert und schließlich zerbrochen hatte.

Böse grinste er und zwinkerte Matt zu. »Ich bin der Vater seiner Gefährtin, der Junge wird mich niemals aus dem Haus bekommen.«

Der andere Mann öffnete mit einem leichten Druck eine der langweiligen weißen Schranktüren, die nicht einmal einen Griff hatten, und holte sich eine saubere Tasse aus dem Schrank. »Das klingt irgendwie merkwürdig aus deinem Mund.« Er drückte in schneller Abfolge einige silberne Knöpfe an einem riesigen schwarzen Automaten, der direkt im Anschluss den angenehmen Duft von frischem Kaffee verströmte.

»Was klingt merkwürdig?«

Matthew lächelte ihm verschwörerisch zu. »Vater seiner Gefährtin.«

Bael knurrte und nahm sich ebenfalls eine Tasse aus dem Schrank. Ein Kaffee würde ihm gut tun. Er fühlte sich müde und erschöpft. Zitternd stellte er die langweilige weiße Tasse – wieso musste seine Tochter ausgerechnet auf diesen Langweiler stehen – unter den Kaffeevollautomaten. Weiter kam er allerdings nicht, bei dem Druck auf den Knopf mit der

Aufschrift Start passierte gar nichts. Er versuchte noch einige andere Knöpfe, aber das Gerät schien ihn nur mit blinkenden Lichtern auszulachen.

»Das kann man ja nicht mit ansehen.« Matt drängte ihn etwas von der modernen Maschine fort und drückte wieder schnell hintereinander einige Knöpfe und schon summte der Automat glücklich vor sich hin, bevor dieser seine Tasse mit heißem Kaffee füllte.

Böse funkelte Bael den Automaten an, der nur ein weiteres Zeugnis war für die rasante Entwicklung der menschlichen Technik, die er verpasst hatte. Das Ding konnte froh sein, dass es nicht allein mit ihm war, sonst hätte er es zu Kleinholz verarbeitet. Er war jedoch in diesem riesigen Apartment nie allein. Ständig spazierten andere Drachen ein und aus, wollten das Wunder sehen, welches seine Tochter war.

Die Nähe zu den vertrauten Personen, deren Leben weitergelaufen waren, während sein eigenes nur aus einem schwarzen Loch bestanden hatte, brannte wie Salz in einer offenen Wunde. Er ertrug es nicht, wenn ihm jemand zu nahekam. Ertrug die Nähe seiner damaligen Freunde nicht. Die mitleidigen Blicke. Das Lachen.

Seufzend lehnte er sich an die zerstörte Arbeitsfläche und beobachtete, wie die kleinen Luftblasen im cremigen Schaum auf dem Kaffee platzten. »Ich finde ehrlich gesagt alles merkwürdig. Es hat sich so viel verändert. Ich kann kaum glauben, dass ich Vater bin. Ich mache mir Sorgen, weil sie immer noch nicht erwacht ist. Dass mein Kind ein weiblicher Drache ist, ist mir ehrlich gesagt egal!«

Aber irgendwann würde er sich damit auseinandersetzen müssen, denn seine Tochter war der erste weibliche Drache, der seit mehr als sieben Jahrtausenden geboren worden war. Sie war die Hoffnung für sein ganzes Volk.

In Noor, dem Reich der Elfen, 38 Jahre zuvor

Auf einer kleinen Hügelkuppe stand eine junge Frau und sah auf die in der Ferne strahlenden weißen Mauern des Königspalastes zurück, der die vielen kleinen und bunten Gebäude der friedlichen Stadt Evaron überragte. Das leuchtende Weiß glitzerte in der Sonne, als wäre der Palast ein strahlendes Juwel, eingebettet im saftigen Grün des Landes. Die Schatten der großen Bäume hinter ihr streckten sich den Hang hinunter, als würden sie nach dem einladenden Licht des Gebäudes greifen wollen.

Tief atmete Ashra die frische und reine Luft des Morgens ein. Noch zögerte sie, ihr waghalsiges Vorhaben umzusetzen. Schon eine ganze Weile stand sie im Schutz des Waldes und betrachtete wehmütig die Schönheit ihres geliebten Zuhauses. Es fiel ihr schwer fortzugehen, ihre Heimat, ihr Volk und ihre Familie zu verlassen. Sie kannte nicht die Gefahren, die auf sie warteten. Hatte keine Ahnung vom Nexus, der Welt, in die sie gehen wollte.

Einen Schritt nur in den grünen Wald hinein und sie wäre das erste Mal so weit von ihrem Heim entfernt, wie noch nie zuvor in den zweiundsechzig Zyklen ihres kurzen Lebens. Fort von allem Vertrauten, der Sicherheit ihrer Familie, fort von ihren Freunden. Einfach allem, was ihr jemals etwas bedeutet hatte.

Sie sog die frische Waldluft tief in ihre Lungen. Es gab kein Zurück mehr, sobald sie diesen Schritt tun würde, hinein in den dunklen Wald. Noch zögerte sie. Lieber würde sie bei ihrem Volk bleiben, das sie brauchte.

Beschämt schloss sie die Augen und senkte ihren Blick auf den grasbewachsenen Boden. Nein, die Bewohner von Evaron brauchten sie nicht, nicht wirklich. Ihr Vorhaben würde ihnen mehr helfen, als wenn sie weiterhin ihre kleinen Verletzungen

heilte oder sich lächelnd der Menge zeigte. Es gab genug fähige Heiler in der Stadt. Es wäre anmaßend von ihr, deren Fähigkeiten nicht zu würdigen, auch wenn sie die Beste ihrer Zunft war.

Und doch versagte sie. Konnte das schlimmste Leiden ihres Volkes einfach nicht heilen. Konnte nicht das drohende Schicksal der Elfen abwenden. Ihr Volk starb und das bereits seit mehreren Lebenszyklen. Es war ein langsamer Tod, schleichend kam er zu ihnen auf leisen Sohlen und nahm ihnen Stück für Stück die Hoffnung auf eine wundervolle Zukunft. Eine Zukunft voller Leben.

Tränen traten ihr in die Augen. Sie konnte dies nicht einfach hinnehmen und tatenlos danebenstehen, wie ihr Vater es seit Langem tat. Nicht einen einzigen weiteren Tag lang.

Kräftig stieß sie die angehaltene Luft aus ihren Lungen. Unter ihrem Volk gab es viele fähige und talentierte Heiler, doch keiner von ihnen unternahm etwas. Sie ignorierten es, genauso wie der König, dem sie einfach blind folgten. Sie trat einen kleinen Schritt zurück. Das Blut rauschte ihr in den Ohren vor Aufregung und Angst.

Wenn weiterhin mehr Elfen starben, als geboren wurden, dann würde ihr stolzes Volk aussterben und die Dämonen konnten die wenigen Überlebenden auch noch vernichten, wie sie es schon so oft versucht hatten. Sie würden kommen, würden Evaron niederbrennen und zerstören, wie sie es bereits vor einiger Zeit mit der Hauptstadt der Sylphen getan hatten. Es würde keine Überlebenden geben.

Schon jetzt standen immer mehr Häuser leer in der wunderschönen Stadt, welche sich sanft an den Palast schmiegte. Das süße Lachen eines Kindes war ein kostbares Geschenk, das in letzter Zeit leider zu selten erklang. Viele Paare warteten bereits seit mehreren Dekaden vergeblich auf den Segen von Mutter Sonne. Auf ein Kind, so selten und kostbar.

Eine tiefe Sehnsucht erfasste sie, als sie an das Gefühl dachte, wie sie erst vor sieben Tagen ein Neugeborenes auf dem Arm gehalten hatte. Das Erste seit über zwei Sonnenzyklen.

Ihre Spezies war noch nie sehr fruchtbar gewesen. Den Aufzeichnungen zufolge, die sie in ihrer Ausbildung studiert hatte, nahm die Geburtenrate seit Langem langsam, aber stetig ab. Sie konnte es schwarz auf weiß belegen, doch keinen schien es zu interessieren. Keiner schien ihr überhaupt zuzuhören.

Die Ältesten ihrer Zunft schmetterten ihre Argumentationen einfach ab. Es liege an den anderen Völkern und an deren schlechtem Einfluss. Nur, welche anderen Völker denn? Die Elfen hatten ihr Reich fast vollständig abgeschottet und ließen nur noch wenige ausgewählte Händler das Portal durchschreiten, welches ihre Welt mit dem Nexus verband. Und selbst dies wollte das Parlament nun verbieten. Sie wollten kein einziges fremdes Wesen mehr ihr Herrschaftsgebiet betreten lassen.

Die Männer mit den langen weißen Bärten, die sich Gelehrte nannten, sprachen davon, dass ihr Volk durch die Dämonen immer weiter dezimiert worden wäre und diese die Schuld an dem Sterben ihrer Art trugen. Sie verschlossen einfach ihre Augen vor den Tatsachen, wollten nicht glauben, dass irgendetwas mit ihnen selbst nicht in Ordnung war. Stur behaupteten sie dann immer, dass Kinder schon von jeher selten gewesen seien. Heute wären einfach nicht mehr so viele Eltern würdig, dass ihnen Mutter Sonne ein Kind schenke.

Doch Ashra konnte das nicht glauben. Sie wollte es nicht glauben, wollte einfach nicht weiter nur zusehen. Es hatte nichts mit der Mutter Sonne zu tun. Gar nichts. Die alten Männer waren einfach nur abergläubische Dummköpfe. Sie würde selbst das Schicksal ihres Volkes in die Hand nehmen müssen.

Noch einmal holte sie tief Luft. Ihre Entscheidung stand unumstößlich fest. Sie hatte schon festgestanden, noch bevor sie die Anhöhe erklommen hatte, auf der sie nun Abschied von ihrem Zuhause nahm.

Wenn ihr Vater ihr wenigstens zugehört hätte und auf ihre Vorschläge eingegangen wäre, dann wäre sie vielleicht geblieben. Doch so, so musste sie selbst in den Nexus reisen und das Pantheon, den Rat der magischen Wesen, um Hilfe ersuchen.

Die Männer und Frauen des Rates kamen aus den unterschiedlichsten Reichen, mit dem Ziel, alle magischen Völker zu schützen, sich auszutauschen und zu vermitteln. Ihr weit zurückreichendes Wissen und ihre magische Macht waren legendär. Das Pantheon würde ihrem Volk sicher helfen, doch der König weigerte sich überhaupt mit ihm in Kontakt zu treten. Sein Stolz würde noch den Untergang der Elfen bedeuten.

Sie schluckte, ihr Vater würde ihr diesen Verrat nie verzeihen. Doch das Schicksal rief sie und sie würde ihm folgen. Sie tat es nicht für sich selbst, sondern für ihr Volk, ihrer aller Zukunft. Trotzig straffte sie die Schultern und tauchte endgültig in den dunklen Wald ein. Ihre kräftigen Schritte waren auf dem weichen Moos nicht zu hören. Nur wenige Fuß weit von hier würde der Pfad beginnen, der sie an ihr Ziel brachte. Den Nexus – der Welt der Menschen. Das Zentrum, das alle anderen Welten miteinander verband.

Die verschiedenen Händler, die den weiten Weg auf sich nahmen, um am großen Markttag, der einmal pro Mondzyklus stattfand, ihre Waren feilzubieten, erzählten ihr schon Geschichten aus dem Nexus, seit sie ein kleines Kind war.

Eine Welt, aus der alle anderen entstanden waren, und welche weit größer war, als jedes magische Reich. Die Händler hatten den Nexus immer als einen Ort voller Wunder beschrieben. Dort konnte jeder Macht und Reichtum gewinnen, auch ohne Magie. So wie die Menschen, die Erfindungen be-

saßen, für die man etwas Ähnliches wie Magie benötigte, etwas, das sie Strom nannten.

Jeder konnte Strom haben, man musste nicht mit dieser magischen Kraft geboren worden sein, man konnte sie kaufen, wie Waren auf dem Markt. Sie wusste über die Menschen nicht viel, nur, dass sie gefährlich waren. Dass sie in früheren Zeiten viele magische Wesen bis zu deren Ausrottung gejagt hatten. Dass sie Krieg gegen die magischen Völker geführt hatten.

Diese ungewöhnliche Mischung aus Angst und freudiger Erwartung ließ ihr Herz laut und kräftig schlagen.

Die Waldluft roch nach Zedern und Kiefern. Schon jetzt hatte sie ein wenig Heimweh, doch sie war immer noch wütend auf ihren Vater, mit dem sie erst gestern Abend wieder lautstark gestritten hatte. Vielleicht war das der Grund, warum sie den Mut fassen konnte, endlich diesen gefährlichen Weg einzuschlagen.

2.



New York, Gegenwart

Zähneknirschend schaute Bael auf den verletzten jungen Drachen, der stöhnend auf dem Boden vor ihm lag. Kane war ein kampferprobter Soldat, durch und durch ein Krieger, der bereits viele Schlachten erlebt hatte. Er selbst hingegen hatte schon immer lieber seine Nase in Bücher gesteckt und sich der Wissenschaft zugewandt. Seine Finger schmerzten, als er sie zu einer Faust ballte.

Auch wenn er bereits über tausend Jahre alt war und die Kraft eines Drachens von Jahr zu Jahr wuchs, niemals hätte er den größeren und erfahrenen Mann dermaßen fertigmachen können. Kane hätte stattdessen mit ihm den Boden aufwischen müssen.

Dass der Junge nicht bei der Sache war, konnte er ihm nicht verübeln. Dessen Gefährtin – seine Tochter – hatte immer noch nicht das Bewusstsein zurückerlangt. Und jeder Tag, der verging, ohne dass sie erwachte, machte nicht nur ihm selbst, sondern auch Kane zu schaffen. Der Junge gab sich die Schuld. Er machte sich schreckliche Sorgen und stand einfach komplett neben sich.

Bedrückt musste Bael sich eingestehen, dass es ihm genauso erging. Er hatte die Kontrolle verloren. Der Zorn in ihm war so gewaltig geworden, dass er nicht mehr klar denken konnte. Nicht nachdem, was er gerade erfahren hatte. Was dieser Mistkerl Tanja zugemutet hatte. Wie er sie behandelt hatte.

Immer noch aufgebracht raufte er sich die Haare, schnaubte wie ein wilder Stier und hielt sich die schmerzende linke Seite. Einige gute Treffer hatte der Junge ihm jedoch auch beibringen können. Bereits jetzt spürte er, wie sein linkes Auge etwas anschwell. Doch am Ende hatte Kane sich einfach nur von ihm zu Brei schlagen lassen.

Die mangelnde Gegenwehr hatte seinem blindwütigen Zorn die Spitze genommen. Es war unbefriedigend, wenn sich der Gegner nicht wehrte. Seine Instinkte waren die eines Jägers und nicht die eines Schlächters, auch wenn er im Zorn sehr wohl unbedacht töten konnte. Aber er war nicht das Monster, das alle anderen Völker in seiner Spezies sahen.

Tief atmete er ein und versuchte, sich zu beruhigen. Sein sprunghaftes Verhalten war nicht normal, passte eigentlich gar nicht zu ihm. So war er früher nicht gewesen.

Seufzend schaute er wieder auf Kane, der sich langsam auf-rappelte. Jetzt, wo die Wut seinen Blick nicht mehr trübte, bemerkte er, in welcher schlechter Verfassung der Junge war. Die Qual stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Einerseits empfand Bael Mitleid, andererseits wollte er ihn noch mehr leiden sehen. Dieser Bastard hatte seine Tochter entführt. Mitten in die Wüste von Ignate, dem Hauptreich der Dämonen. Noch immer tobte der animalische Wunsch in ihm, den Jungen bluten zu lassen. Wütend knurrte Bael, als der junge Drache sich erheben wollte. »Bleib liegen, ich denke, deiner Tochter gefällt dein Gesicht so wie es ist.«

Er hielt sich nur mühsam zurück und fuhr sich fluchend mit der Hand über den Mund. Die anderen Drachen des Hortes liefen fast nur noch auf Zehenspitzen um ihn herum. Er hörte sie flüstern, sie konnten sich nicht entscheiden, welcher Drache erbärmlicher aussah. Kane oder er selbst.

Sein Blick wanderte wieder zu dem Mann auf dem Boden. Dessen T-Shirt war zerrissen, bereits jetzt schimmerte seine

Haut an einigen Stellen im Gesicht bläulich grün, doch der tiefsitzende Schmerz in dessen blauen Augen kam nicht von den Verletzungen. Nein, diesen Schmerz kannte Bael nur zu gut. Es war die Sorge um seine eigene Gefährtin. Die Sehnsucht nach ihr, die einen Drachen fast an den Abgrund des Wahnsinns trieb, solange sie ihn nicht ebenfalls als ihren Gefährten akzeptierte. Solange der Paarungsrausch all sein Denken beeinflusste, bis auch sie die Tatsache akzeptierte, dass sie zusammengehörten. Für Immer, denn ein Drache paarte sich für den Rest seines Lebens. Da, wo sein Herz saß, war nur noch purer Schmerz. Wenn er dadurch den Schmerz beenden könnte, er würde es sich herausreißen.

Seine Gefährtin hatte ihn niemals akzeptiert und doch hatte sie ihm ein Kind geboren.

Er hatte warten wollen, bis das Mädchen aufwachen würde und er ihr alles erklären konnte. Der Schmerz in ihren Augen, als er versuchte sie zu töten, hatte sich tief in seine Seele eingegraben. Es war derselbe Ausdruck von Entsetzen, von Verrat gewesen, wie auch in den wundervollen Augen ihrer Mutter, als er ihr gesagt hatte, dass er ein Drache war. Als sie ihn anschrie, er sei ein Monster.

Ein Blick auf den stöhnenden Mann vor ihm und er kam sich tatsächlich wie dieses Monster vor. Ohne seine Gefährtin würde er zu diesem Monster werden.

Kane würde sich um Tanja kümmern. Es war nicht mehr seine Aufgabe, es war nie seine Aufgabe gewesen.

Resigniert schloss er die Augen. Es war an der Zeit, dass er endlich das tat, was er schon die ganze Zeit hätte tun sollen. Seine Gefährtin finden. Von ihr wollte er Vergebung. Sie sollte die Wunden heilen, die die Gefangenschaft in ihm hinterlassen hatten. Nur sie konnte diese quälende Einsamkeit vertreiben, die ihn seit Jahren in den Wahnsinn trieb.

Wenn er ehrlich war, hatte er einfach Angst. Angst davor, sie für immer verloren zu haben.

Seufzend ging er in das große, helle Schlafzimmer und lehnte sich mit verschränkten Armen an den Türrahmen. Sein Blick wanderte nachdenklich über die leblose Gestalt seiner Tochter und dann zu seiner Mutter, die in einem Stuhl saß und ihn lächelnd beobachtete. Dunkle Schatten zogen über ihr Gesicht und sie presste missmutig ihre Lippen aufeinander.

Bael trat zwei Schritte in den Raum. Wütend presste er die Zähne aufeinander und versuchte sich einzureden, dass seine Mutter seine Gefangennahme verhindert hätte, wäre sie dazu in der Lage gewesen. Doch der Zweifel nagte an ihm und er verspürte den Zorn eines in die Ecke gedrängten Tieres, das sich verteidigen wollte. »Du weißt sicherlich, warum ich hier bin.«

Sie nickte und wandte sich wieder ihrer Enkelin zu, um ihr eine Strähne aus dem Gesicht zu streichen.

Ihre Bewegungen wirkten verkrampt und sorgenvoll. Vielleicht hatte sie in ihren oft verstörenden Visionen etwas gesehen, weswegen sie sein Vorhaben nicht guthieß. Vielleicht machte sie ihm allerdings auch etwas vor, wie schon so oft. Sie würde ihm nicht sagen, was sie gesehen hatte.

Eigentlich spielte dies keine Rolle. Sein Entschluss stand schon seit Tagen fest, er hatte nur den Mut finden müssen sich seiner Angst zu stellen. Angst davor, seiner Gefährtin, seiner Sárnye, gegenüberzutreten, nach all den Jahren, die er sie im Stich gelassen hatte. Das Wissen darüber, dass er nichts dafürkonnte, änderte nichts an den Schuldgefühlen, die er empfand. Er hatte sie in Gefahr gebracht. Noch immer hörte Bael die Drohungen, die der Dämon in sein Ohr geflüstert hatte, während dieser ihn folterte.

Seine Mutter stand auf und schnaufte nicht damenhaft. »Du bist gerade erst zurückgekehrt, ich verbiete dir, jetzt wieder zu gehen.«

Mit verkniffenen Augen sah er sie an. »Ich bin erwachsen, Mutter.«

Plötzlich wirkte die sonst so starke Frau vor ihm schwach und zerbrechlich, als würde sie irgendetwas belasten. Er trat auf sie zu und wollte sie schon in die Arme ziehen, wie er es früher immer getan hatte, wenn die Visionen sie quälten. Doch er konnte nicht, er ertrug ihre Nähe nicht.

»Deine Tochter liegt im Koma, du solltest hier sein, wenn sie erwacht.« Ihre laute Stimme war voller Wut und stachelte seinen eigenen Unmut nur weiter an.

»Ihre Mutter sollte genauso hier sein!« In diesem Moment fragte er sich, ob seine Gefährtin überhaupt hier sein wollte. Ob sie ihr Kind, einen verhassten Drachen, nicht einfach verstoßen hatte.

Er war sich sicher, dass seine Mutter mehr wusste und es machte ihn rasend, dass sie ihm nicht erzählte, was mit seiner Gefährtin geschehen war, nachdem er von dem Dämon Xerxes gefangen genommen worden war. »Ich habe die letzten fünfundzwanzig Jahre in einer kleinen Zelle verbracht.« Wütend zeigte er auf die blasse Gestalt in dem Bett. »Ich habe ihre Kindheit verpasst! Meine Gefährtin verloren! Ich weiß nicht, ob sie auf mich wartet oder mich vielleicht sogar sucht. Vielleicht gibt es aber auch einen anderen Mann in ihrem Leben. Vielleicht ist sie glücklich.« Krampfhaft schluckte er, versuchte seine Fassung zu wahren. Seine Hand zitterte und er fuhr sich durch sein Haar, damit sie es nicht bemerkte.

Immer wieder schossen ihm Bilder von ihr und einem Fremden durch den Kopf. Vermischten sich mit den Erinnerungen aus einer Zeit, als sie noch glücklich zusammen gewesen waren und hinterließen einen bitteren Geschmack. Er

wollte nicht, dass seine Gefährtin glücklich war und hasste sich zugleich für diesen Gedanken. Doch es war besser, als den Gedanken zuzulassen, sie könnte tot sein.

Sie ist nicht tot! Sie darf es nicht sein.

Vielleicht wusste seine Mutter genau, was ihn auf dieser Reise erwarten würde. War es nur die Gewissheit, dass er seine Gefährtin endgültig verloren hatte?

Nein, er durfte sich nicht aus Furcht davor weiterhin verstecken. Er würde sich nie aus den Klauen des Wahnsinns befreien, wenn er nicht die Wahrheit erfuhr. Er musste sie sehen. Wenigstens einmal.

»Findest du nicht, dass ich nach dem ganzen Mist wenigstens die Wahrheit erfahren sollte?«

Statt ihm zu antworten, stand Walvarie auf, ging zu dem großen Panoramafenster und blickte hinaus. Minutenlang schwieg sie, während er gespannt darauf wartete, dass sie endlich das aussprach, was sie die ganze Zeit vor ihm verbarg.

Die schmerzhafteste Wahrheit.

Sie ist glücklich.

Sie hasst dich.

Sie ist tot.

Er musste daran glauben, dass sie lebte. Es war das Einzige, was ihn nicht endgültig dem Wahnsinn verfallen ließ. Seine Mutter sagte jedoch nichts, kehrte ihm einfach den Rücken zu. Ihm platzte der Kragen, wie so oft in den letzten Tagen. »Verdammt, Mutter! Diese Fragen haben mich die letzten Jahre schon genug gequält. Du hättest es verhindern können!«

Bei seinen Worten zuckte sie erneut zusammen und er presste wütend die Lippen aufeinander. Er hatte es ihr nicht vorwerfen wollen. Kannte ihre Bürde. Wusste, wie ausgeliefert sie eigentlich war.

Die meisten Hellsichtigen wurden irgendwann wahnsinnig. Sie unterlagen dem Irrglauben, sie könnten die Zukunft

nach Belieben beeinflussen. Doch es war nur eine Täuschung, denn die Zukunft war schon von Natur aus veränderbar, bestand aus unendlichen Möglichkeiten. Egal was sie auch versuchten, am Ende waren sie nur ein Werkzeug in der Hand des Schicksals. Vollkommen machtlos.

Sie legte ihre schlanke Hand an das kalte Glas und ließ sich nach vorne sinken, bis ihre Stirn ebenfalls die dünne Scheibe berührte. »Du hast keine Ahnung, was es mich gekostet hat, dich dort zu wissen.« Sie drehte sich zu ihm um und erschrocken sog er die Luft ein, ihre Iris war flammend rot, während ihr rosa Tränen die Wangen hinabliefen. »Doch du irrst dich, ich habe es nicht verhindern können.«

Bei dem hilflosen Anblick der sonst so starken Frau, die ihre ganze Art seit Jahrtausenden führte, zerbarst seine gesamte Wut in tausend Stücke und zurück blieb nur das Bedürfnis, sie zu beschützen und zu trösten. Sich ihr in die Arme zu werfen, wie er es als Kind immer getan hatte. »Ich weiß. Und es tut mir leid.« Er trat auf sie zu und umarmte sie, spürte, wie ihr Leib vom Schluchzen erschüttert wurde. Es war ein merkwürdiges Gefühl, jemanden so nah zu sein. Als würden die Nerven unter seiner Haut schmerzhaft unter Strom stehen. »Ich muss sie finden.«

Walvarie schniefte verstohlen und löste sich wieder von ihm. Ihr Blick wanderte zu dem Mädchen und ein zärtliches Lächeln umspielte ihre Lippen, aber in ihren Augen lag Schmerz. »Ich war es. Ich habe deiner Gefährtin ihr Kind genommen.«

»Du hast ...« Bael wich entsetzt einen Schritt zurück. »Was hast du getan?«

Kurz schloss Walvarie ihre Augen, doch dann richtete sie sich kerzengerade auf. »Ich habe eine Hexe zu ihr geschickt, um den Säugling zu holen, bevor dieser unseren Feinden in die Hände fällt.«

Kälte kroch in Baels Glieder bei der Erinnerung daran, was Xerxes mit seiner Tochter geplant hatte. Nachdenklich betrachtete er die junge Frau. Das, was er bisher über ihr Leben erfahren hatte, war nicht gerade beruhigend gewesen. »Warum hast du zugelassen, dass sie unter Menschen aufwuchs?« Seine Mutter hätte sie zu sich nehmen können. Der Drachenhort hätte das Mädchen beschützt.

»Ich weiß, was du denkst. Aber es war der einzige Weg, um sie zu schützen.«

»Ich bin mir sicher, dass meine Gefährtin dir danken wird, sobald sie erfährt, dass es nur zu Tanjas Schutz war.«

Walvarie lachte kläglich. »Ja, sicher. So dankbar, wie du es die ganze Zeit über gewesen bist?«

Betreten über sein aggressives Verhalten der letzten Tage verschränkte er mürrisch seine Arme vor der Brust und betrachtete sie aufmerksam. In ihm brannte die Frage, was damals passiert war. Was mit seiner Gefährtin geschehen war. Doch seine Kehle war wie zugeschnürt.

Seufzend spielte Walvarie mit einer Strähne ihres rotblonden Haares. Er kannte sie gut genug, um die verräterischen Anzeichen zu erkennen. Die gerunzelte Stirn, die angespannten Schultern. »Was verschweigst du mir?«

Sie drehte ihm wieder den Rücken zu und sah aus dem Fenster. »Deine Gefährtin ist an ihrem Verlust zerbrochen.«

»Was soll das bedeuten?«

Sie drehte sich zu ihm um, ihre Augen hatten wieder ihre gewöhnliche schwarze Färbung. Es war, als würde man in ein schwarzes Loch sehen und hineingezogen werden. »Die Frau, die du einst kanntest, existiert nicht mehr.«

Knurrend packte er sie an den Schultern. Er konnte es nicht glauben. »Sie ist nicht tot, sie kann nicht tot sein. Ich wüsste es!«

Mit einem schmerzerfüllten Seufzen brach sie zusammen.
»Ich weiß es nicht.«

Schockiert erstarrte er. Seine Mutter hatte noch nie diese Worte verwendet. Niemals!

Amerika, 38 Jahre zuvor

Ein unangenehmes Kribbeln begleitete Ashra durch das Portal auf die andere Seite. Der steinige Boden, auf den sie ihren Fuß setzte, unterschied sich sehr von dem saftigen Gras, welches sie eben noch gespürt hatte. Tief atmete Ashra die Luft ein, die sie nun umgab. Sie war trocken und hinterließ einen fremden Geschmack auf ihrer Zunge. Hustend sah sie sich um. Die hoch am Horizont stehende Sonne warf ein tröstendes Licht auf das kleine Tal, in dem sie sich befand. Vor ihr erstreckten sich sanfte Hügel, die in verschiedenen Grüntönen schimmerten. Nur an dem kleinen Bachlauf, an dessen steinigem Ufer sie stand, wuchsen Bäume.

Zitternd setzte sie sich auf einen umgefallenen, verwitterten Baumstamm und atmete tief durch, versuchte die aufkommende Panik zu unterdrücken, die schwer auf ihr lastete. Der Himmel in diesem fremden Reich schien sie zu erdrücken. Sie beugte sich vor und ließ ihre Hand in das kühle Wasser eintauchen, ließ sie von dem seichten Strom umspielen.

Dann zog sie sich hinaus und rieb sich damit über das angespannte Gesicht, während sie immer noch versuchte, mit dem Schock umzugehen, der von der fremden Umgebung ausgelöst worden war. Von dem Gefühl, als würde sie sich auf einmal unter Wasser befinden. Tief atmete sie ein, versuchte ihre Lungen mit Luft zu füllen, um sich zu beruhigen. Doch die Luft war anders als in ihrer Heimat. Schwer und mit einer rauchigen Note.

Fahrig befeuchtete sie sich noch einmal den Hals und den Nacken. Ihr Herz schlug immer noch viel zu schnell von dem letzten Stück, das sie zum Portal gerannt war. Niemand hatte sie aufgehalten oder sich ihr in den Weg gestellt. Aber sie wusste jetzt schon, dass sie bald verfolgt werden würde. Sie hatte das aufgeregte Flüstern gehört, die Blicke der Männer auf sich gespürt, die das Tor bewacht hatten. Die Soldaten des Königs hatten sie erkannt und doch hatten sie sie das Portal durchschreiten lassen.

Sie konnte es immer noch nicht glauben. Immer noch nicht begreifen, dass sie es tatsächlich getan hatte.

Mit ihren bloßen Füßen strich sie über den feuchten Boden. Sie konnte die Magie fühlen, die in ihr wohnte, aber sie war so schwach, dass sie im ersten Moment dachte, es gebe sie in dieser Welt gar nicht. Als Elfe war Ashra ein Wesen der Natur, ihre magische Kraft schöpfte sie aus der Erde. Aus dem Leben, das diese hervorbrachte. Doch sie fühlte fast nichts. Fühlte sich nur einsam und verloren.

Weinend grub sie ihren Kopf in ihre Hände. Ihr war nicht klar gewesen, wie schwierig es werden würde in der Welt der Menschen. Sie hatte das Gefühl, als würde ihr plötzlich ein Teil ihrer selbst fehlen.

Ein vertrautes Geräusch, wie das Muhen einer Kuh, ließ sie irgendwann überrascht aufhorchen. Sie zögerte nur kurz, doch dann erinnerte sie sich an ihre Aufgabe. Wenn sie weiterhin hier saß und weinte, wie ein kleines Kind, würde irgendjemand sie auf Befehl ihres Vaters doch noch zurückholen. Sie stand auf und schaute, woher das Geräusch gekommen war. Die Tiere, die sie in einiger Entfernung hinter einem Hügel in einem eingezäunten Bereich fand, ließen ihr Herz aufgeregter schlagen. Im Nexus gab es auch Kühe, der Himmel war ebenfalls blau, die Bäume und das Gras grün. Es war eigentlich nicht anders als zu Hause. Jedenfalls nicht viel.

Sie lief zu dem Pferch und überlegte, wem diese Nutztiere gehören könnten. Ein merkwürdiges Geräusch war zu hören. Immer wieder im Takt. Ein lautes Summen. Sie fasste kurz an das Seil, das die Fläche umschloss, und schrie überrascht auf. Ihre Hand schmerzte und sie sah erstaunt den Zaun an, der scheinbar dafür verantwortlich war. Fragend und neugierig blickte sie sich um, doch niemand war zu sehen. Langsam streckte sie ihren Zeigefinger aus und berührte erneut das gelbe Seil. Nochmals spürte sie den schmerzhaften Schlag, der ihr durch den ganzen Arm schoss.

Was für eine Art von Zauberei war das? Sie schüttelte sich, zu gern hätte sie dieses merkwürdige Phänomen untersucht, aber sie musste weiter. Irgendwann hoffte sie auf einen Menschen zu treffen. Sie würde sicherlich bald auf eine ihrer Siedlungen stoßen, hatten ihr doch die Händler immer erzählt, dass sie riesige Städte besäßen, die hundertmal größer waren als Evaron. Und auch sonst war bekannt, dass die Menschen überall in der Natur ihre Spuren hinterlassen, sie langsam töteten, weswegen die meisten Elfen sie verabscheuten.

In diesem Moment fragte sich Ashra jedoch, ob die Händler übertrieben hatten. Bis auf den Zaun sah sie nichts, was sich von ihrer Welt unterschied. Die Menschen bestellten genauso ihre Felder und hielten Tiere in eingegrenzten Bereichen wie ihr eigenes Volk.

Es war bereits fast Mittag, als sie auf einen breiten, seltsam anmutenden Pfad stieß. Es sah aus, als wäre die Steinfläche geschmolzen und dann glatt ausgerollt worden wie Brotteig. Die schwarze Straße mit dem gelben Strich in der Mitte war das Erste, was ihr wirklich fremd war, und daher ihre Neugier weckte. Über das Zirpen der Grillen hinweg hörte sie ein dunkles, dumpfes Geräusch. Es erinnerte an einen aufziehenden Sturm, doch am weiten Himmel war keine einzige Wolke zu sehen. Das unheimliche Geräusch wurde lauter. Sie ver-

steckte sich in dem dichten Maisfeld, das nahe dem schwarzen Steinweg lag, und beobachtete, wie etwas Rotes an ihr vorbeisauste. Es war sehr viel schneller gewesen als ein Pferd im wilden Galopp.

Schnell sprang Ashra aus ihrem Versteck und rannte auf den Weg. Noch eine ganze Weile sah sie erstaunt dem roten Fleck hinterher, der mit großer Geschwindigkeit am Horizont verschwand. Magie! Das war eindeutig die Magie der Menschen. Sie hatte nie glauben können, dass sich die Menschen auf Kutschen so schnell fortbewegen konnten wie der Wind. Doch sie hatte es gerade mit eigenen Augen gesehen.

Unsicher stand sie in der Nachmittagssonne und wusste nicht, welche Richtung sie einschlagen sollte. Sollte sie der Kutsche folgen? Oder doch lieber zu deren Ursprung gehen?

Kurzerhand knobelte sie es aus, ließ das Schicksal entscheiden, das sie schon hierhergeführt hatte. Sie blickte in die Richtung, in die die Kutsche entschwunden war, und folgte ihr.

Ihr Magen brummte laut und sie brach sich ein großes Stück Flam – ein wohlschmeckendes Elfenbrot – ab, das sie erst heute Morgen beim Bäcker stibitzt hatte. Sie war aufgeregt. Es schien, als würde sie nun doch bald zu den Menschen gelangen. Wie sie allerdings danach das Pantheon finden sollte, um ihr Anliegen vorzubringen, wusste sie nicht. Sie trank einen Schluck aus ihrem Wasserschlauch, den sie erst am Bach aufgefüllt hatte. Das Wasser schmeckte irgendwie scharf und würzig, nicht so klar und rein wie zu Hause.

Sie würde sich daran gewöhnen müssen, denn nach Hause würde sie lange Zeit nicht mehr können. Wehmütig begab sie sich auf den Weg, den ihr Mutter Sonne gewiesen hatte.

Wieder hörte sie das Rauschen der roten Kutsche und schaute neugierig zurück, in die Richtung des lauten Geräusches. Ein grauer Punkt schoss schnell auf sie zu und wurde

immer größer. Fasziniert beobachtete sie, wie er an ihr vorbeiraste und dann langsamer wurde und ein Stück von der Steinfläche hinab in den trockenen Staub rutschte.

Erschrocken blieb sie stehen und starrte das merkwürdige Gefährt an, das nur wenige Schritte vor ihr stand. Es sah gar nicht aus wie die Kutschen, die sie kannte. Bis auf die vier Räder und die kastenartige Form hatte dieses Vehikel nur wenig mit den Wagen der Händler oder der königlichen Familie gemein. Aber es war wunderschön, glänzte in der Sonne wie feinstes Silber.

Es gab immer noch ein seltsames dröhnendes Geräusch von sich und sie wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Plötzlich erstarb das Geräusch und die Kutsche der Menschen öffnete sich. War sie etwa kaputt?

Eine Frau stieg aus dem Wagen, sie schien alt zu sein, den Falten nach zu urteilen über tausende von Zyklen. Aber halt, das konnte nicht sein, die Menschen wurden nicht älter als hundert. Neugierig musterte sie den ersten Menschen, der ihr begegnete. Eigentlich sah die Frau, bis auf die merkwürdige Kleidung und die runden Ohren, nicht anders aus als die alte Bretaia, der sie immer Kraftbrühe vorbeibrachte.

»Möchtest du mitfahren?«

Ashra legte, darüber verwundert, dass sie die schnellen Worte der menschlichen Frau verstand, den Kopf etwas schräg. Es hieß, die Menschen würden mit vielen verschiedenen Zungen sprechen.

»Kindchen, die nächste Stadt ist noch einige Meilen entfernt. Du wirst es vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr rechtzeitig schaffen, wenn du die ganze Strecke läufst.«

Ashra hatte keine Ahnung, was Meilen waren, aber die Frau schien ernsthaft um ihr Wohlergehen besorgt. So nickte sie zögerlich. »Danke.«

Das Lächeln, welches daraufhin die Mundwinkel der Menschenfrau nach oben zogen, war ehrlich, und Ashra lächelte zurück. Diese Frau schien ihr nichts Böses zu wollen.

Unsicher folgte sie ihr zu der grauen Kutsche und versuchte sich ihre Furcht vor dem merkwürdigen Gefährt nicht anmerken zu lassen. Sie machte alles genauso wie die Frau, öffnete die Tür und setzte sich in den weichen Sitz aus Leder – dieses Vehikel war eindeutig sehr viel bequemer als eine Kutsche. Allerdings hatte sie Probleme mit dem Band, das sie sich um den Körper wickeln sollte. Es wollte sich immer wieder an seine ursprüngliche Position zurückziehen und der metallene Schmuck an seinem Ende, den die Frau in einen kleinen Schlitz gesteckt hatte, wollte bei Ashra auch nicht stecken bleiben.

Surrend sprang das Band zurück, als das Gefährt ein tiefes Knurren von sich gab und Ashra erschrocken losließ. Sie versuchte sich zu beruhigen und warf verstohlen einen Blick auf die Frau neben sich, die ihre Hände auf ein Rad direkt vor ihr gelegt hatte. Lächelnd und warm war deren Blick auf sie gerichtet. »Kindchen, du brauchst keine Angst zu haben. Ich bringe dich wirklich nur in die nächste Stadt. Du bist von zu Hause fortgelaufen, stimmt's? Ich werde nicht zur Polizei gehen und dich melden. Du kannst gerne in Joeys Zimmer übernachten, er geht momentan aufs College und es steht daher leer.«

Den ersten Teil hatte Ashra ja noch verstanden, aber der Rest war ihr ein Rätsel. Woher wusste die Frau, dass sie fortgelaufen war? War sie eine Hellsichtige? Unsicher überprüfte Ashra, ob ihre langen Haare noch an Ort und Stelle saßen und die Spitzen ihrer Ohren verbargen. Das einzige Gesetz des Pantheons lautete, dass die Menschen des Nexus nichts von der Existenz magischer Wesen erfahren durften. Es war ihr von klein auf beigebracht worden, denn die Elfen wollten ge-

nauso wenig, wie alle anderen Völker, dass die Menschen ihre Art wieder verfolgten. Verhalten entschied sie sich dazu, einfach alles auf sich zukommen zu lassen und sich nicht an den merkwürdigen Worten der Frau zu stören. Sie lächelte und nickte ihr abermals zu. »Danke.«

Das Gefährt ruckte plötzlich vorwärts und fuhr wieder auf die geschmolzene Steinstraße. Ihr Magen schien allerdings irgendwie zurückzubleiben, als es beschleunigte und die Felder zu einem farbigen Strich verschwommen, der an ihr vorbeizog.

»Wie alt bist du, Kindchen?« Sie blickte von dem Farberausch, den sie durch die perfekte Glasscheibe sehen konnte und die von der hohen Handwerkskunst der Menschen zeugte, zu der Frau hinüber. »Zweiundsechzig Zyklen werden es beim nächsten Vollmond.«

Die Frau schien darüber nicht glücklich zu sein, ihr Gesicht wurde grimmiger. Nach einer Weile, in der sich Ashra an die schnelle Geschwindigkeit des merkwürdigen Gefährts gewöhnt hatte, fragte die Frau etwas verhalten. »Bist du aus dieser Sekte, die weiter oben in der Nähe von Concordia lebt?« Ashra hatte ihre Finger gegen das vollkommen durchsichtige Glas gelegt und beobachtete erstaunt, wie sich die Landschaft wandelte. Immer mehr Wohnhäuser zogen an ihr vorbei, die Architektur wirkte fremd, aber trotz allem einladend und gemütlich. »Ich weiß ehrlich gesagt nicht, was eine Sekte sein soll.« Sie hörte ein Schnauben und drehte sich wieder zu der Frau um. »Ist das ein Problem?«

Die Frau warf ihr einen kurzen, musternden Seitenblick zu und seufzte dann. »Nein, nein.« Sie lächelte ihr zu. »Ich befürchte mein Mann wird nur nicht begeistert sein, dass ich mal wieder einen Streuner mit nach Hause bringe.«

3.



New York, Gegenwart

Fünfundzwanzig Jahre lang hatte Bael nun schon warten müssen, dass irgendetwas passieren würde, doch die letzten fünf Minuten kamen ihm vor wie eine Ewigkeit. »Kannst du nicht schneller fahren?«

Matt warf ihm einen bösen Seitenblick zu. »Du siehst genauso wie ich, dass vor uns die Autos stehen und sich keinen Millimeter bewegen.«

Verärgert kniff Bael die Augen zu und rieb sich über das Gesicht. »Ja! Aber ... Verdammt!«

Matt lachte. Der junge Drache hatte ein ziemlich fröhliches Gemüt und ging ihm allein deswegen schon auf die Nerven. Obwohl sie sich früher sehr gut verstanden hatten. Aber alle anderen, die gerade seine Tochter belagert hatten, als er das Bedürfnis verspürte, sofort nach seiner Gefährtin zu suchen, hatten ihn nur entsetzt angesehen. Wenn er darüber nachdachte, welchen verstörten Eindruck er gemacht haben musste, konnte er dies sogar verstehen. Selbst jetzt saß der Schock über die Aussage seiner Mutter noch tief.

Die Frau, die du einst kanntest, existiert nicht mehr.

Er musste etwas tun. Irgendetwas.

»Wir werden sie schon finden«, meinte der junge Drache, als könnte er Bael's Gedanken lesen.

Wie gern wäre er genauso zuversichtlich wie Matt, aber er hatte das Gefühl, er würde unter Tonnen von Schutt und

Asche begraben werden, die einst einmal sein Leben gewesen waren. »Du hast gehört, was meine Mutter gesagt hat.«

»Sie ist deine Gefährtin, wenn sie tot wäre, wüsstest du es.«

»Die Paarung ist nie vollzogen worden«, murmelte Bael leise. Es schmerzte ihn dies zuzugeben. Sie waren nicht wirklich miteinander verbunden, nicht so wie es sich für einen Drachen und seine Gefährtin gehörte.

Matt zog scharf die Luft ein. »Aber wie ist das möglich? Sie hat dein Kind bekommen?« Sein Einwurf war berechtigt. Ver zweifelt rieb Bael sich das Gesicht. Es war ein Fehler gewesen. Sein Fehler. Verdrießlich blickte er aus dem Seitenfenster und biss die Zähne fest aufeinander.

»Du konntest dich also damals nicht beherrschen?« Matt lachte und Bael knurrte gefährlich, was den anderen Drachen jedoch nicht im Geringsten verunsicherte. »War das nicht sogar der Grund, warum du mit Kane den Boden aufgewischt hast?«

Wütend warf Bael Matt einen Blick zu. »Frag dich lieber, wieso sie mir eine Tochter geschenkt hat«, fauchte er. Selbst jetzt noch war es für ihn unverständlich, dass er eine Tochter hatte. Je mehr sie sich von dem Penthouse entfernten, in dem Tanja bewusstlos in einem Bett lag, desto mehr hatte er das Gefühl, er hätte sie sich nur eingebildet. Drachen bekamen keine Töchter. Ihre Nachkommen waren allesamt männlich und das aus gutem Grund.

Wenn er sich vorstellte, wie es für seine Gefährtin gewesen sein musste, als sie von der Schwangerschaft erfahren hatte, wuchsen seine Schuldgefühle. Ihr Entsetzen musste riesig gewesen sein, als sie begriff, dass sie sein Kind erwarten würde, das Kind eines Drachen. Sie war vollkommen auf sich allein gestellt gewesen, hatte niemanden in dieser Stadt gehabt, an den sie sich hätte wenden können. Seit er sie damals nach New York geholt hatte, hatten sie jede freie Minute gemeinsam

verbracht. Selbst eine Stunde getrennt von ihr, war für ihn damals eine Qual gewesen.

Wütend boxte er auf das Armaturenbrett, das ein protestierendes Knarzen von sich gab.

»Schlag mich, aber lass mein Auto in Ruhe, es kann sich nicht wehren.« Matts entrüsteten Ausruf begleitete ein freches Grinsen, weswegen ihn Bael gar nicht ernst nahm und wortlos geradeaus schaute. »Solltest du dich nicht eigentlich genügend abregiert haben, nachdem du Kane schon gezeigt hast wo der Hammer hängt?« Matt gab Gas, als das Auto vor ihm anfuhr, und bremste, als es ebenfalls bremste.

Bael hätte besser mit der U-Bahn fahren sollen. Knurrend antwortete er ihm: »Für dich reicht es noch.« Mürrisch sah er aus dem Fenster durch die lange Straßenschlucht, die vor ihnen lag. Er hätte jetzt aussteigen und zur nächsten U-Bahnstation laufen können. Doch bei dem Gedanken an die engen Tunnel, an die Dunkelheit, die dort unten herrschte, fing sein Herz an zu rasen. Schon der enge Innenraum dieses Wagens machte ihm zu schaffen, obwohl das Licht alles sanft ausleuchtete und die Schrecken der letzten Jahre zurückdrängte. Unruhig rutschte er in seinem Sitz hin und her. Erinnerungen an seine letzten freien Momente in dieser Welt schossen durch seinen Kopf. Er war auf dem Weg zu ihr gewesen, doch dann ...

»Ist alles okay mit dir?« Der ernste und besorgte Blick, den ihm der junge Mann zuwarf, machte ihm bewusst, dass er schwer atmete und seine scharfen Klauen sich in seinen Oberschenkel bohrten, als er diesen fest umklammerte. Er wischte sich mit der Hand über die feuchte Stirn, über die Nase und dann über den Mund. »Nein, aber das ist nicht wichtig. Warum hat der Hort sich nicht um sie gekümmert?«

»Um wen?« Matt setzte den Blinker und bog rechts ab, in eine weniger befahrene Straße.

»Um meine Gefährtin!« Grollend blickte er den jungen Drachen an, der sich auf die Fahrbahn vor ihm konzentrierte und wieder aufs Gas trat.

»Ach die. Da musst du deine Mutter fragen.«

»Ich frage aber dich!«

»Ehrlich gesagt, wusste es keiner.« Matt warf ihm einen nachdenklichen Seitenblick zu und sah dann wieder auf die Straße. »Du hättest erleben müssen, wie sie uns vor zwei Wochen zu sich rief und sagte, sie würde ihre Enkelin besuchen und deswegen eine Weile in New York leben. Es war so still, dass du eine Stecknadel hättest fallen hören. Die Ältesten haben schon überlegt, ob ihre Visionen sie nun doch um den Verstand gebracht haben.«

»Ich finde das nicht lustig.«

Matt seufzte ergeben. »Ich sagte ja, du hättest das erleben müssen. Ärgerlich, dass ich in dem Moment kein Foto von ihren dummen Gesichtern gemacht habe.«

Bael schnaufte ungehalten und Matt wurde ernst. »Also, wie sieht der Plan aus?«

Stumm sah Bael aus dem Fenster, die Autos schlängelten sich langsam und hupend durch die Straßen von New York. »Ich weiß es nicht.« In seinem Inneren schien sich alles schmerzvoll zusammenzuziehen. Er wusste nicht, wo er überhaupt anfangen sollte zu suchen. Sie könnte nach all den Jahren überall sein.

»Hatte sie Bekannte hier in New York?«

Müde ließ er den Kopf hängen. »Um ehrlich zu sein, hatte sie dafür keine Zeit.«

Matt lachte und zwinkerte ihm grinsend zu. »War wohl mit einem paarungswütigen Drachen beschäftigt?«

Bael brummte nur als Antwort. Die Paarungszeit war für Drachen nicht gerade einfach, sie konnten an nichts anderes

denken, als daran, sich mit ihrer Gefährtin zu vereinen. Und wenn sie daran gehindert wurden, wurden sie meist aggressiv.

Fünfundzwanzig Jahre. Ein Wunder, dass er bisher nicht den Verstand verloren hatte. Er fühlte sich vollkommen ausgebrannt und hilflos.

»An irgendwen musste sie sich doch wenden können, als sie ...«, begann Matt erneut.

»Ich weiß es nicht. Verdammt noch mal!« Unwirsch unterbrach Bael ihn und raufte sich die Haare. Er hatte sie im Stich gelassen. Er hätte Vorkehrungen treffen müssen, hätte sich selbst mehr in Acht nehmen müssen.

Stumm saßen sie eine Weile nebeneinander und starrten aus der Frontscheibe.

»Aber du musst doch irgendetwas wissen; hatte sie Familie? Freunde?«

Wütend ballte Bael die Fäuste. »Wir haben nie darüber gesprochen.« Er schluckte, als er den mitleidigen Blick bemerkte, mit dem ihn Matt betrachtete, und sah erneut aus dem Seitenfenster.

»Was ist mit Montgomery?«, versuchte es Matt nach einer ganzen Weile wieder, während Bael auffiel, dass sie scheinbar im Kreis fuhren, denn an diesem Springbrunnen waren sie vor Kurzem schon einmal vorbeigekommen. »Wenn ich hier allein gestrandet wäre und Hilfe bräuchte, würde ich mich an ihn wenden.«

Matt hatte recht. James Montgomery war das mächtigste Wesen in dieser Hemisphäre und die meisten magischen Wesen gingen zu ihm, wenn sie etwas brauchten. Der Mann hatte überall seine Finger im Spiel. Selbst der Hort unterhielt geschäftliche Beziehungen zu ihm, obwohl seine Art eigentlich lieber für sich blieb. Er kannte den Mann schon seit er denken konnte und sah in ihm so etwas wie einen Freund. Zumindest, soweit James überhaupt irgendjemandes Freund sein konnte.

Es wäre möglich, dass seine schwangere Gefährtin zu ihm gegangen war. Ärgerlich fluchte er. Warum hatte er daran nicht schon früher gedacht.

Kansas, 1978

Es war ungewöhnlich warm zu dieser Jahreszeit. Über zwanzig Grad hatten sie im Radio gesagt. Ein Rekord und seit fünfzig Jahren das wärmste Märzwochenende. Ashra wischte sich mit dem Handrücken über ihre verschwitzte Stirn. Scheinbar hatte Moe, der Besitzer des kleinen Diners, in dem sie arbeitete, von dem schönen Wetter noch nichts mitbekommen, denn die Heizungen waren voll aufgedreht und aus der Küche kam die Hitze des Herdes.

Sie beugte sich vor und wischte den gerade freigewordenen Tisch ab, während sie die Melodie des aktuellen Nummer-eins-Hits summete, der im Radio lief. Night Fever von den Bee Gees. Sie liebte dieses Lied. Im Takt schwang sie ihre Hüften, während sie durch das zu dieser Tageszeit fast volle Lokal tanzte, um zu dem älteren Ehepaar zu gelangen. Jeden Sonntag kam das Paar ins Kings' Diner, um ein Stück von dem hausgemachten Käsekuchen zu essen. Die ganze Zeit über hielten sie Händchen wie zwei verliebte Teenager.

Lächelnd stellte sie sich an den Tisch, zückte ihren kleinen Notizblock und zog den Kugelschreiber aus ihrer Brusttasche. Jeden Sonntag machte sie sich den Spaß und versuchte die beiden Turteltauben doch zu etwas anderem zu überreden, als »das Übliche«. Aber auch heute hatte sie kein Glück.

Ungeduldig sah sie auf die Uhr über den Tresen. Der Sekundenzeiger schien zwar zu zucken, aber sich leider nicht vorwärts zu bewegen. Stöhnend strich sie sich eine Strähne aus der feuchten Stirn. Erst in einer verdammten Stunde würde Joey sie abholen. Sehnsüchtig blickte sie aus dem Fenster.

Anderthalb Jahre waren vergangen, seit Ashra mit Diana Melory die Stadtgrenze des kleinen Ortes Rosalia in der Nähe von El Dorado mitten in Kansas überquert hatte. Diana und ihrem Mann Jonathan hatte sie viel zu verdanken. Ein Dach über dem Kopf, diesen Job und Hilfe, sich in dieser vollkommen verrückten Welt, in der alles an einem vorbeizurasen schien, zurechtzufinden. Nervös strich sie mit den Fingern über ihr spitzes Ohr und schaute, ob die Zöpfe an Ort und Stelle saßen, und sie nicht verrieten. Die unbedachte Bewegung war ihr mittlerweile in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst die Melorys wussten nicht, wer sie war, oder genauer: was sie war. Es war fast ein Wunder. Zu Anfang ihres holprigen Starts in der menschlichen Gesellschaft hatte die Familie ihr merkwürdiges Verhalten immer auf den Aufenthalt in einer Sekte geschoben. Seitdem hatte sie viel über die Menschen gelernt und sich ihnen angepasst. Sie mochte diese laute und bunte Welt. Sie mochte die Menschen und insbesondere mochte sie Joey. Bei dem Gedanken an den gut aussehenden Jungen färbten sich ihre Wangen. Vor allem, wenn sie an seinen Kuss von heute Morgen dachte.

»Ashra, hör auf zu träumen und mach deine Arbeit.« Vollkommen in ihren Träumereien gefangen, zuckte sie erschrocken zusammen, als Moe ihr einen Rüffel gab. Schnell flitzte sie zur Spüle und wusch einen Lappen aus, um den verlassenen Tisch zu wischen. »Entschuldige«, murmelte sie, während sie an Moe vorbei zurück zu den Esstischen sauste.

Eine Stunde später trat Ashra in die strahlende Sonne hinaus. Es war Wochenende. Endlich. Joey stand bereits an seinem alten roten Camaro und wartete. Freudig sprang sie auf ihn zu und er umarmte sie stürmisch. Dann gab er ihr einen Kuss, der sie wie jedes Mal ganz kribbelig werden ließ. Als Joey ihr seine Hände auf den Hintern legte, konnte sie fast

die entrüsteten Blicke von Seiten der Kundschaft aus dem Dinner spüren, doch das interessierte sie nicht.

»Bist du bereit, Süße?«

Unsicher nickte sie.

»Dann los.« Er gab ihr einen leichten Klaps auf den Hintern und sie ließ ihn seufzend los, um auf der Beifahrerseite einzusteigen. In der Nähe hörte sie das Röhren eines Motorrades und schaute erschrocken in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Ihr Herz sackte ihr in die Hose, als sie Tilorem erkannte.

Der Elf, der auf dieser Seite des Portals lebte, war nicht gerade begeistert von ihrer Beziehung zu Joey. Als er sie vor einem halben Jahr dabei erwischte, wie sie Joey das erste Mal geküsst hatte, hatte er sie gepackt und an eine Mauer gedrückt. »Du machst einen riesigen, saudummen Fehler.«

Noch heute durchrieselte sie die Angst, die sie verspürt hatte, als Tilorem, der Besitzer einer verruchten Bar, in der sich nur der Abschaum der Gegend traf, drohend über ihr aufgeragt hatte. Ihr Herz hatte gerast vor Furcht und es war das erste Mal gewesen, dass sie sich zurück in die Sicherheit des Palastes gewünscht hatte. »Ich gebe dir all mein Geld, nur bitte tu mir nichts.«

Der Mann starrte sie überrascht an. »Kindchen, ich würde dir nie etwas tun, ich wollte dich nur warnen.« Er ließ sie los und zupfte an ihrer blauen Bluse, bis diese wieder ordentlich auf ihren Schultern saß, während sie ihn nur mit offenem Mund fassungslos anstarrte.

»Ehm.« Sie atmete tief ein. Er lehnte sich lässig neben ihr an die Mauer. In seiner schwarzen Lederkluft und mit den bunten Tattoos auf seinen Unterarmen sah er gefährlich aus. Das weißblonde Haar fiel ihm strähnig ins Gesicht, sodass sie seine Augen nicht erkennen konnte.

»Du solltest dich nicht mit einem Menschen einlassen.« Die Art, wie er das Wort »Mensch« betonte, ließ ihre Knie ganz weich werden. Im ersten Moment freute sie sich sogar, nach all der Zeit ein anderes magisches Wesen zu treffen. Bei näherer Betrachtung des unheimlichen Mannes vor ihr, der seine Haare zur Seite gestrichen hatte und ein gerades spitzes Ohr präsentierte, dachte sie jedoch nur: *verdammter Mist*.

»Richtig, ich bin ein Elf, genau wie du. Hör auf meinen Rat, ich spreche aus Erfahrung.«

Auch wenn sie das Gefühl hatte, ohne die stützende Mauer in ihrem Rücken nicht aufrecht stehen zu können, reckte sie ihr Kinn vor, immerhin war sie von königlichem Blut. »Das geht dich nichts an. Ich bin erwachsen.« Er hatte sie grimmig angesehen. »Ich finde, du verhältst du dich aber nicht so.«

Seitdem schien er wie ihr zweiter Schatten zu sein. Er beobachtete sie, schien jeden ihrer Schritte zu überwachen. Doch sie bot ihm die Stirn. Auch jetzt schaute sie ihn nur herausfordernd und mit erhobenem Haupt an, auch wenn ihr vor Nervosität und Angst ganz schlecht war, als sie in den Wagen zu Joey stieg, der sie voller Freude anlächelte. In ihrem Magen bildete sich ein großer Klumpen. Heute würden sie weitergehen, mehr als nur feuchte Küsse austauschen. Nach dem, was ihre Mitschülerinnen erzählt hatten, war sie nicht sicher, was das genau heißen sollte. Die einen fanden es toll, die anderen sprachen von Schmerzen. Mal davon abgesehen, dass ihr Vater ihr diese Aktion wirklich nie verzeihen würde.

»Ich weiß, es sieht nicht sehr spektakulär aus, aber ich hoffe, es gefällt dir trotzdem.« Den ganzen Weg bis zum Motel hatten sie kein Wort miteinander gesprochen und es erschreckte sie, als er sie auf einmal ansprach. »Es ist toll.« Sie war so in Gedanken versunken gewesen, dass sie gar nicht bemerkt hatte, dass sie gerade auf einem Parkplatz angehalten hatten. Der Wagen parkte vor einem schäbigen Hotel, dessen rosa Farbe

bereits an vielen Stellen abblätterte. Nervös schluckte sie. Eigentlich hatte sie etwas anderes erwartet.

4.



New York, Gegenwart

Wütend schlug Bael mit seiner Faust auf den teuren Schreibtisch seines Gegenübers. Das Glas zersprang und regnete geräuschvoll auf den blauen Teppich des riesigen Büros im sechsundvierzigsten Stock des modernen Wolkenkratzers.

James Montgomery zog nur seine elegant geschwungene Augenbraue hoch und ging lässig zu der bodenhohen Fensterfront, von der aus man den Central Park sehen konnte. Die wuchtige Bürotür schwang auf und eine kleine, rundliche Frau steckte schüchtern ihren Kopf durch die Tür. Als sie die Besucherin sah, wurden ihre Augen ganz groß. Wütend über sich selbst, knirschte Bael geräuschvoll mit den Zähnen. Er hatte sich einfach nicht mehr unter Kontrolle und es wurde von Minute zu Minute schlimmer.

»Mister Montgomery, soll ich vielleicht den Sicherheitsdienst rufen?« Der Geruch von Angst waberte zu ihm herüber und er schaute betroffen zu der sonst so toughen Sekretärin, die bereits seit über fünfzig Jahren für James arbeitete. In ihrem Job hatte sie doch sicherlich schon einiges gesehen. Ein zerbrochener Glastisch war bei einem solch gefährlichen Mann wie James doch sicher nichts Ungewöhnliches? Dass er sie dermaßen erschreckt hatte, verunsicherte ihn kurz und ließ ihn seinen Zorn vergessen.

»Nein, aber seien Sie so gut, Agatha, und bestellen Sie mir einen neuen Schreibtisch, vielleicht diesmal einen stabileren.«

Agatha rümpfte die Nase und warf Bael einen wütenden Blick zu, der keinerlei Furcht erkennen ließ, bevor sie wieder aus der Tür verschwand. James schien von seinem Ausbruch jedoch weder überrascht noch schockiert. Gelassen steckten seine Hände in den Hosentaschen, während er Bael mit emotionsloser Miene den Rücken zudrehte.

Von diesem Mann könnte er sich noch einiges abschauen, dachte Bael. James wirkte immer ruhig, war immer Herr der Lage. In seiner Gegenwart konnte Bael fühlen, wie die Luft von der magischen Macht, die dieser ausstrahlte, regelrecht vibrierte. James' magische Kraft war alt und einzigartig.

Wie die von Walvarie.

Tief aus Bael's Kehle entstieg ein Knurren, als die Tür hinter Agatha wieder ins Schloss fiel. James lief zu einer kleinen Anrichte und goss ihnen beiden aus einer Kristallkaraffe eine klare goldene Flüssigkeit ein. Dem Geruch nach zu urteilen ein guter und teurer Whisky.

»Es tut mir leid wegen deines Schreibtisches.«

James winkte ab und gab ihm das Glas. Dankbar trank er einen kräftigen Schluck. Die Flüssigkeit rann brennend seine Kehle hinab und wärmte seinen Bauch. »Ich habe Agatha gesagt, dass diese neumodischen Glastische nichts taugen. Das ist nun schon der dritte, der diesen Monat zu Bruch gegangen ist.« James' Stimme klang nicht eine Spur ärgerlich.

»Sie schien etwas ängstlich zu sein.«

James zuckte mit der Schulter. »Aktuell sind alle etwas angespannt. Es wurde ein Kopfgeld auf mich ausgesetzt.«

Bael verschluckte sich, hustete und schaute erschüttert auf. James hatte das so emotionslos gesagt, als hätte er ihm erzählt, was es zum Frühstück gegeben hatte. Doch ein Angriff auf seine Person war beunruhigend. James Montgomery hatte Macht und Einfluss, er war nicht nur der Anführer einer gewaltigen Söldnerarmee, nein, er stand mittlerweile auch ei-

nem riesigen Konzern vor, mit den unterschiedlichsten Tochterunternehmen in allen möglichen Bereichen. Er sorgte für die Sicherheit und ein unentdecktes Leben der magischen Wesen in dieser Welt. Ohne ihn wären die magischen Völker schon lange von den Menschen entdeckt und am Ende wahrscheinlich ausgerottet worden, denn das Pantheon tat nichts dergleichen, auch wenn sie die Lorbeeren dafür einheimsten.

Die Söldner, die für ihn arbeiteten, waren legendär. Seine Armee bestand nur aus den gefährlichsten Kriegern. Kriegern wie Kane Kincade. Der Gedanke an den Mann, den er erst heute Morgen brutal niedergeschlagen hatte, ließ ihn ungehalten die Augenbrauen zusammenziehen. »Wurdest du angegriffen?«

Missmutig verzog James sein Gesicht. »Der Betrag ist lächerlich. Keiner wird es wagen mich anzugreifen.« Er schien in keiner Weise beunruhigt.

Der Mann vor ihm lebte bereits seit mehreren tausend Jahren. Es gab magische Wesen, die waren schwerer zu töten als andere. Keiner wusste, was James war, selbst Bael wusste es nicht, und er würde ihn auch sicherlich nicht noch einmal danach fragen. Schon beim letzten Mal hatte er keine Antwort erhalten.

Bael wusste nur eins: Der Tod des mächtigen Mannes würde das zerbrechliche Machtgefüge, das in dieser Welt zwischen den Menschen und den verschiedenen Fraktionen von magischen Kreaturen bestand, gewaltig stören. Irgendjemand würde versuchen, die Macht zu ergreifen. Die Dämonen würden erneut probieren, die führende Spezies in diesem Reich zu werden und die Menschen in ihrer Entwicklung um Jahrhunderte zurückwerfen. Egal wie, durch James' Tod würden sie am Ende alle verlieren. Nachdenklich starrte er in sein Glas.

»Kommen wir lieber wieder zu dem eigentlichen Thema. Ich kann dir wirklich nicht sagen, wo deine Gefährtin genau

ist und wie es ihr geht.« Genau das hatte ihm James bereits mitgeteilt, bevor der Designertisch dran glauben musste.

Frustriert ballte Bael die Fäuste. »Aber du könntest sie suchen. Du hast Mittel und Wege, um herauszufinden, wo sie ist!« Bael war abermals voller Zorn, wütend brüllte er den anderen Mann an, der jedoch keinerlei Angst vor ihm hatte.

James starrte ihn aus graublauen Augen eisig an. »Ja, aber wie schon gesagt, ich werde es nicht tun.«

»Verdammt, warum nicht?«

Bei dem intensiven Blick, den James ihm zuwarf, stellten sich Baels Nackenhaare auf. Er spürte, wie sich die Magie um ihn herum ballte. Eine stumme Warnung. »Es ist besser so.«

»Aber ...«

James sah ihn aus diesen grauen Augen an und er hatte das Gefühl, er würde geradewegs in den Boden gestampft. »Du sagtest, meine Gefährtin war bei dir, nachdem ich entführt wurde.«

»Ja, aber sie ist abgereist, bevor sie dein Kind bekommen hat.« Mehr sagte James nicht, auch wenn Bael gehofft hatte, von ihm mehr zu erfahren.

»Du hast gewusst, dass sie schwanger war, und hast sie gehen lassen?«

James atmete genervt aus. »Hätte ich sie lieber in ein Verlies sperren sollen?«

Ungehalten knirschte Bael mit den Zähnen. »Hat sie wenigstens erwähnt, wohin sie wollte?«

Stumm starrte sein Gegenüber in das Whiskyglas, während er es sanft schwenkte.

»Sie will mich nicht mehr sehen, richtig?« Die Frage brannte Bael seit Tagen ein Loch in die Zunge, aber er hatte bis eben nicht den Mut gehabt, sie irgendwem zu stellen. »Sie hält mich für ein Monster.«

James sagte nichts, starrte nur weiter mit einer Miene, die Bael nicht deuten konnte, in sein Whiskyglas. Die wortlose Bestätigung tat weh, es war, als würde ihm das Herz herausgerissen. Sie wollte ihn nicht. Wieder sah er ihren Hass, ihre Enttäuschung vor sich. Sie hatte ihn angeschrien, hatte sich von ihm abgewandt, als er ihr die Wahrheit gesagt hatte. Doch er würde nie ändern können was er war. Er würde immer ein Drache sein und sie ... sie verachtete ihn dafür.

Irgendetwas sagte James zu ihm, doch er hörte es nicht, so laut rauschte das Blut in seinen Ohren. In einem Zug leerte er das Glas und hielt es James wortlos entgegen, der es gleich wieder bis zum Rand füllte. Auch dieses leerte er in einem Zug, seine Hände zitterten.

»Es ist viel geschehen, nachdem du entführt wurdest. Sie war verzweifelt, wusste nicht, an wen sie sich wenden sollte. Es gab einige Komplikationen.«

Ihm blieb fast das Herz stehen. Wollte James sie etwa für sich selbst? War das der Grund warum er ihm nicht sagte, was damals passiert war? James wirkte sicherlich anziehend auf die Frauen mit seinen zwei Meter fünf, den breiten Schultern und der schmalen Taille. Er hatte ein hartes und kantiges Gesicht. Und wenn er das Geflüster der weiblichen Belegschaft richtig verstanden hatte, hatte er auch noch einen gottverdammten Schlafzimmerblick, bei dem den meisten Frauen die Knie weich wurden. Er wusste, dass die Frauen dem gut aussehenden Mann in Scharren nachliefen.

Wütend sprang er auf. »Wir haben ein Kind zusammen! Sie ist meine Gefährtin! Sie gehört zu mir!« Der Schmerz betäubte all seine Sinne. Brüllend zerdrückte er das Glas wie eine Handvoll reifer Trauben, dass die Scherben sich glitzernd über sein ganzes Hemd ergossen. Dass sich kleine Splitter in seine Handfläche bohrten, bemerkte er gar nicht. Er spürte seine Reißzähne, fühlte, wie seine Fingernägel wuchsen und zu spit-

zen Krallen wurden. Schmerzerfüllt brüllte er wieder, hörte das tiefe Timbre der Bestie, in die er sich verwandelte.

Nicht hier, nicht jetzt!

Doch es war zu spät. Er kam nicht dagegen an. Raufte sich die Haare, griff nach seinem schmerzenden Herz und grub dabei tiefe Furchen in sein eigenes Fleisch. Er versuchte die Kontrolle zu behalten, versuchte sich zu beruhigen. Doch schon legten sich seine Klauen um den Hals des Rivalen.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem Trümmerfeld. Der weiche Teppichflor war mit tiefen Rissen versehen, die von rasiermesserscharfen Krallen herrührten.

James stand ihm mit dem Rücken zur großen Fensterfront gegenüber und beobachtete ihn aus scharfen Augen. Schmerzvoll stöhnte Bael auf, es fühlte sich an, als hätte ihn ein Zehntonner überfahren. Mehrfach. Mühsam bewegte er seine steifen Muskeln und fragte sich, wie lange er schon hier lag. Aufgebracht fletschte er seine immer noch ausgefahrenen Reißzähne. »Du hast mich K. o. geschlagen!« Er wollte sich an die Schläfen packen, doch seine Hände waren voller Blut und Glassplitter. Ein wütender Blick zu dem hochgewachsenen Mann zeigte nur einen neugierigen Ausdruck auf dessen Gesicht. James sah immer noch wie aus dem Ei gepellt aus.

Bael richtete sich auf und klopfte sich das Glas und den Staub von der Haut. Er war vollkommen nackt, aber er hatte sich nicht vollständig verwandelt, denn trotz der Großzügigkeit dieses Raums würde er in seiner Drachengestalt hier nicht hineinpassen. Eigentlich konnte nichts die Verwandlung unterbrechen, sobald sie weit genug fortgeschritten war. Überrascht blickte er erneut zu dem Mann in dem maßgeschneiderten Anzug, der ihn weiterhin neugierig beobachtete, ohne ein Wort zu sagen.

Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn zu den großen und dunklen Schwingtüren schauen, die in das Vorzimmer des Büros führten, und sich gerade hinter einem eintretenden Mann wieder schlossen. Selbst wenn ihm die basaltgraue Haut und die große und kräftige Statur nicht schon Hinweis genug gewesen wäre, konnte er deutlich die magische Signatur eines Golems spüren. Irgendwie kam ihm der Mann auch bekannt vor, aber er wusste nicht mehr, woher.

Mit einem leichten Nicken signalisierte der Golem James irgendetwas.

»Willst du mich rausschmeißen?«, knurrte Bael.

Es blitzte belustigt in den stahlgrauen Augen auf und James lächelte. »Nein. Grump hat freundlicherweise die Tür bewacht, während du mir dein Schuppenkleid vorführen wolltest. Oder hast du vergessen, dass dein Volk offiziell als ausgestorben gilt?«

Wie könnte er jemals vergessen, dass sie sich seit Jahrtausenden schon versteckten? Dass es nur noch so wenige seiner Art gab und sie um ihr nacktes Überleben kämpfen mussten? Er knurrte frustriert. »Du vertraust ihm?«

James seufzte. »Grump ist meine rechte Hand und war bei deiner Rettung mit von der Partie. Er weiß, was du bist.«

»Er gehört zu Kanes Leuten?«, fauchend wollte sich Bael auf den anderen Mann stürzen, der mit dafür verantwortlich war, dass seine Tochter in die Fänge von Xerxes gelangt war. Dass Kane, dieser Mistkerl, sie entführt hatte. Doch er kam nicht weit, denn James war sehr viel schneller und riss ihn rückwärts zu Boden. »Er gehört zu mir! Verdammt, Bael, beruhig dich endlich, ich erkenne dich nicht wieder.«

Bael atmete schwer, sein Herz raste, aber er versuchte ruhig zu bleiben, sich zu entspannen. Sobald er sich unter Kontrolle hatte, sah er zu seinem alten Freund auf, dessen polierter

Schuh nun auf seine Brust drückte und ihn so am Boden hielt.
»Ich bin ruhig.«

Einen Moment zögerte James. »Mir wäre es lieber, du würdest sie vergessen.«

Bael knurrte gefährlich. »Das kann ich nicht!«

Unglücklich verzog der andere Mann sein Gesicht und reichte ihm die Hand, damit er aufstehen konnte. »Bedauerlicherweise wohl nicht. Du solltest sie suchen, damit du wieder normal wirst.«

»Verdammt, ich weiß nicht, wo! Ich habe dich nicht ohne Grund um Hilfe gebeten.« James lief zu der Anrichte und warf ihm eine Jogginghose und ein viel zu großes Shirt zu.

»Ich kann nicht mehr klar denken«, gestand Bael kleinlaut, während er in die Sachen schlüpfte. Erst heute Morgen Kane und nun James, wenn er so auf der Straße ausrasten würde, würde noch jemand auf ihn aufmerksam werden.

James seufzte erneut, er wirkte alles andere als zufrieden.
»Such sie in Noor.« Und mit diesen Worten verließ er den Raum.

El Dorado Kansas, 1978

Tilorem hatte schon den ganzen Tag ein ungutes Gefühl gehabt. Seit dem Moment, in dem er Ashra Albion in das Auto eines grinsenden Jugendlichen hatte steigen sehen. Ihr herausfordernder Blick war nicht ungewöhnlich gewesen, doch er war misstrauisch geworden, bei diesem selbstgefälligen Gesichtsausdruck des jungen Casanova, mit dem sie nun schon seit Monaten herumhing.

Aber die junge Dame hatte ja eigentlich recht, sie war erwachsen und er nicht ihr Vater. Und er würde auch nicht für sie den Daddy spielen, dafür war sie mittlerweile zu alt. Sie sollte ihre eigenen Entscheidungen treffen und musste mit den

Konsequenzen leben lernen. Trotzdem gefiel ihm die Entwicklung des Mädchens nicht, sie war immer noch eine verwöhnte und naive Göre. Dabei hatte er so große Hoffnungen in sie gesetzt.

Grimmig ließ er den Blick über den Haufen von Halunken streifen, die sich in seiner Bar herumtrieben. Hier und da saßen einige magische Wesen, die wussten, dass es im Desert Eagle für sie einen sicheren Hafen gab und die Möglichkeit an Informationen zu kommen, wenn sie auf der Durchreise waren.

Die meisten anderen waren nur Abschaum. Die Leute in der Gegend wussten gar nicht, wie glücklich sie sich schätzen konnten, dass er hier für Ordnung sorgte, sonst wäre ihre hübsche Stadt schon längst vor die Hunde gegangen. Doch das konnte er nicht zulassen, nicht, wenn das Portal zu seinem Heimatreich weiterhin sicher bleiben sollte. Allerdings hatte er wegen des Mädchens in letzter Zeit seine Pflicht vernachlässigt.

Die Tür öffnete sich weit und das grelle Licht der Sonne schien für einen kurzen Moment in den zwielichtigen Raum, bevor zwei hochgewachsene Fremde eintraten. Er nahm die Bierflasche vor sich, leerte sie in einem Zug und ließ sie dann geräuschvoll auf den Tresen aufkommen.

Die meisten Gespräche waren verstummt und alle beäugten die Neankömmlinge, die eindeutig nicht hierhergehörten. Sie hatten schwarze Anzüge an und trugen sogar Hüte. Alles viel zu fein für diesen Laden.

»Hast du etwa Ärger mit dem Finanzamt, Tim?« Die Frage kam direkt von einem breit gebauten Mann, der zu einem seiner Stammgäste zählte.

»Bisher noch nicht. Und wenn doch, nicht mehr lange.« Der Mensch lachte und prostete ihm zu. Genervt schlängelte sich Tilorem durch die Tische zum Ausgang, um die Neuan-

kömmlinge zu begrüßen, von denen er genau wusste, dass sie nicht vom Finanzamt kamen.

Sie streckten ihre Hände zum traditionellen Gruß aus und er hätte am liebsten laut aufgestöhnt. Die beiden Elfen waren eindeutig noch nie auf dieser Seite des Portals gewesen. »Nicht hier, folgt mir«, raunte er ihnen zu. Finster blickte er die beiden Soldaten an, die offensichtlich vom König geschickt worden waren, und neigte den Kopf in Richtung der Hintertür.

Wieder schob er sich zwischen den Tischen durch, die zu dieser Uhrzeit jedoch noch nicht vollbesetzt waren. In der unscheinbaren Metalltür, die in die Gasse hinter seinem Lokal führte, blieb er stehen und drehte sich in den Raum um. Als er sah, dass die beiden Männer sich nicht im Geringsten unauffällig benahmen, sondern alles interessiert beäugten und einiges sogar anfassten, verzog er genervt das Gesicht. Wütend stieß er die Tür in seinem Rücken mit seinem Fuß auf und lehnte sich mit verschränkten Armen dagegen, bis die beiden neugierigen Clowns an ihm vorbeigelaufen waren.

Kaum fiel die Tür mit einem lauten Knall zu, verbeugten sich die Elfen vor ihm, wie es bei seinem Volk üblich war, doch er erwiderte den Gruß nicht. »Wir wurden geschickt, um die Tochter des Königs zu suchen.«

Das hatte er sich schon gedacht. »Das ist meine Aufgabe«, brummte er.

Geringschätzig betrachteten ihn die Männer, als er ihnen so unhöflich begegnete. »Ihre Majestät ist der Ansicht, dass Eure anderen Aufgaben Euch nicht genügend Spielraum erlauben, um der Suche mit dem nötigen Eifer nachzukommen.«

Misstrauisch beäugte er die zwei Männer und stellte fest, dass der erste Eindruck ihn getäuscht hatte. Dies waren Jäger und sie wussten genau, wie sie eine Beute erlegen mussten. Dumm nur, dass er ihnen diese nicht überlassen wollte. Kalt

lächelte er. »Das ist natürlich wahr, zumal sich die Prinzessin nicht mehr in der Gegend aufhält und die Suche sich für mich schwierig gestaltet, da ich meinen Posten nicht verlassen darf.«

Die beiden Männer lächelten, als hätten sie gewonnen. Narren!

»Ihr sollt uns mit den benötigten Informationen versorgen, damit wir zügig mit der Suche beginnen können und nicht unter den Menschen auffallen.«

In seinem Kopf arbeitete es nur so, er warf einen Blick in den Himmel, der sich bereits dunkel färbte. Ashra würde jetzt wahrscheinlich Zuhause beim Abendbrot sitzen, wenn sie nicht gerade mit diesem Tunichtgut ihre Zeit verplemperte und im Kino war oder sonst etwas tat, worüber er eigentlich nicht näher nachdenken wollte. »Es ist bereits recht spät, ich würde sagen, wir suchen euch einen Platz zum pennen und ich treffe einige Vorbereitungen, damit ihr morgen direkt loslegen könnt.« Die Miene der Elfen war nichtssagend, doch in ihren Augen sah er die Abscheu gegenüber seiner Person. Es interessierte ihn einen Dreck. Er war es außerdem gewohnt. Als er ihnen den Rücken zugekehrt hatte, lächelte er kalt. Sollten sie ihn ruhig falsch einschätzen.

Es war bereits nach ein Uhr nachts, als er zum wiederholten Male an dem Haus der Melorys vorbeifuhr. Doch wie schon zuvor war Ashras Zimmer im ersten Stock verlassen und das Bett noch unberührt. Er hätte gleich auf sein Bauchgefühl hören sollen, als Ashra in den Wagen des jungen Melorys gestiegen war.

Erbost setzte er sich wieder auf seine Harley und fuhr raus auf die große Farm, welche er mittlerweile als sein Zuhause ansah und auf deren Land das Portal lag. Die zwei Jäger hatte er in einem Hotel in Wichita untergebracht, damit sie gar nicht erst mitbekamen, was für ein Spiel er spielte.

Dunkle Wolken schoben sich vor den Mond und je näher er dem Farmhaus kam, desto heftiger begann es zu regnen. Als er durch große Schlammfüten fuhr und das Haus nur schemenhaft vor sich sah, war er froh, endlich daheim zu sein, denn es schüttete mittlerweile wie aus Eimern.

Überrascht hielt er jedoch an, als der Strahl seines Scheinwerfers auf eine Person traf. Auf der Veranda saß Ashra wie ein Häufchen Elend. Ihre langen blonden Haare wirkten fast schwarz in der Dunkelheit und klebten feucht an ihrem Kopf, der tief versunken in ihren Armen lag. Das laute Röhren seiner Harley war über den tosenden Regen, der das Land scheinbar überfluten wollte, kaum zu hören. Er stellte den Motor ab und schob seine Maschine in den Schuppen. Ashra bewegte sich keinen Millimeter, als er sich ihr näherte. Ihre Schultern bebten und als er direkt neben ihr stand, hörte er ihr Schluchzen trotz des sintflutartigen Niederschlags.

Mürrisch rieb er sich über sein glattes Kinn und setzte sich direkt neben sie, die nassen Stufen vollkommen ignorierend. »Was ist passiert?«

Sie rührte sich nicht und heulte nur weiter wie ein Schlosshund. In Tränen aufgelöste Frauen hatten ihn schon immer abgeschreckt, denn er wusste einfach nie, wie er sich ihnen gegenüber verhalten sollte.

Irgendwann zog er das aufgelöste Wesen etwas ruppig in seine Arme, sodass sie erschrocken aufkeuchte und ihn aus total verquollenen Augen ansah. Ihre Haut war klamm und kalt. Entschlossen hob er sie hoch und trug sie hinein ins Trockene, während Ashra sich nur an seinen völlig durchnässten Klamotten festklammerte und weiter schluchzte. »Was ist passiert?«, fragte er noch einmal. Langsam wurde er ungeduldig.

Ihr Stammeln war durch ihr Geschluchze kaum zu verstehen. Immer wieder hörte er nur die Worte »Ich dachte, er liebt

mich«, was ihn zu dem Schluss führte, dass der Taugenichts etwas mit ihrem aufgelösten Zustand zu tun hatte. Genervt wickelte er sie in eine warme Wolldecke und setzte sie in der Nähe des Kamins in einen Sessel. Geschwind holte er Feuerholz und entzündete die Scheite, denn die junge Elfe fing schon an mit den Zähnen zu klappern, während sie immer noch versuchte, ihm unter einer wahren Tränenflut ihr Leid zu erzählen.

Es war anstrengend, dieses nervige Plappern zu ertragen, doch er hörte zu, während er sich immer wieder die lauten Flüche, die ihm auf der Zunge lagen, hinunterschluckte. Mittlerweile konnte er sich immerhin das meiste zusammenreimen. Die beiden pubertierenden Jugendlichen hatten in einem Motel miteinander schlafen wollen und Ashra in ihrer absoluten Naivität und Verliebtheit hatte dem Jungen vorher unbedingt die Wahrheit über sich erzählen müssen. Naiv! Sie war einfach schon immer zu naiv gewesen.

Aber eigentlich war das ja kein Wunder, so wie sie aufgewachsen war. Behütet und Beschützt.

»Ich wollt nur, dass ... hicks ... die Wahrheit kennt.«

Er seufzte. »Du hast bisher niemandem gesagt, dass du eine Elfe bist. Warum?« Mit großen unschuldigen Augen, die vom vielen Weinen gerötet waren, sah sie ihn fragend an. Aber hey, er hatte endlich ihre Aufmerksamkeit. »Du wusstest von vorneherein, dass es verboten ist!«

Ihre zarten Schultern wurden immer noch von Schluchzern geschüttelt, doch mittlerweile waren wenigstens ihre Tränen versiegt und ein trotziger Ausdruck trat in ihr mit Dreck verschmiertes Gesicht. »Ich dachte, er liebt mich«, brachte sie nur hervor.

»Du bist nicht die Erste, die auf ein hübsches Gesicht und die Liebesschwüre eines Jungen hereingefallen ist und auch

nicht die Letzte. Jungs in dem Alter würden alles tun, damit sie bei 'nem hübschen Mädchen wie dir mal ran dürfen.«

Der wütende Blick, den sie ihm kurz zuwarf, ließ ihn lächeln. Vielleicht hatte er sich doch nicht in ihr getäuscht. Doch sogleich heulte sie noch lauter weiter. Und er stieß die Luft genervt in einem Schwall aus. »Und glaubst du immer noch, dass er dich liebt?« Allein bei dem letzten Wort, verzog er angewidert das Gesicht. Wie konnte man nur so leichtgläubig sein.

Zögerlich schüttelte sie den Kopf und Schmerz überschattete ihren Blick. Eine einzelne Träne rann ihre gerötete Haut entlang und sie rieb sich den Kopf. »Er wollte mir erst nicht glauben, dann hab ich ihm meine Ohren gezeigt.« Sie sah ihn schuldbewusst an und er widerstand nur mühsam der Versuchung, sie anzubrüllen. »Dann hat er geschrien und mich als Monster und Außerirdische beschimpft. Wenn ich noch mal seiner Familie zu nahekommen würde, würde er das FBI rufen und die würden mich aufschneiden.«

Mit so einer Reaktion hatte er gerechnet, er hatte das leider auch schon mehrfach selbst erlebt. Er konnte nur froh sein, dass der dumme Junge nicht tatsächlich direkt das FBI angerufen hatte. Dann wäre hier die Hölle los gewesen und das würde nur noch mehr Arbeit für ihn bedeuten.

Zornig raunzte er sie an, als ihm das ganze Geheule und Gejammer irgendwann zu sehr auf die Nerven ging. »Verdammt, ich hab's dir ja gesagt. Das hast du jetzt davon.« Ein dummer Fehler, denn das Mädchen, das sich schon fast wieder beruhigt hatte, fing nur wieder an laut los zu weinen. »Ich kümmerge mich darum, mach dir keine Sorgen.« Doch ihr Schluchzen erfüllte schon das ganze Zimmer. Verstehe einer die Frauen. Er ging in die Küche und setzte einen Kaffee auf. Einen starken. Frustriert stand er in dem großzügigen Raum und hatte tatsächlich Angst davor, zu dem heulenden Etwas

im Wohnzimmer zurückzukehren. Tief atmete er ein. Um acht Uhr, also in knapp fünf Stunden, würde er sich mit den beiden Jägern wiedertreffen. Bis dahin hatte er noch viel zu tun.

Zähneknirschend trat er in seine Wohnstube, zwei dampfende Tassen Kaffee in der Hand. Eine stellte er auf einem kleinen Tischchen neben dem Sessel ab. Ashra hob noch nicht einmal ihren Blick. Sie weinte einfach nur weiter und langsam fragte er sich, ob sie jemals aufhören würde. »Hör auf zu flennen, er ist es nicht wert.«

Er setzte sich auf die Couch und ließ sich müde zurückfallen. Auf diesen Scheiß hatte er echt keinen Bock. Genüsslich trank er einen kräftigen Schluck der bitteren Brühe und versuchte das nervige Geräusch auszublenden.

»Was mach ich den jetzt? Ich liebe ihn.«

»Du liebst ihn gar nicht, du hast gar keine Ahnung davon, was Liebe ist. Dafür bis du noch viel zu jung.«

»In meinem Alter haben die meisten Menschen schon Enkelkinder«, fauchte sie.

»Du bist aber kein Mensch!« Tilorem schloss die Augen und zählte bis zehn, erst dann versuchte er es noch mal, diesmal allerdings mit einem sanfteren Ton. »Ich habe ja gewusst, dass du naiv bist, aber dass du so einfältig bist.« Er schüttelte verzweifelt den Kopf. Sie wollte schon protestieren, doch er schnitt ihr das Wort ab. »Ich hab keine Zeit jetzt mit dir darüber zu streiten. Es gibt wichtigere Probleme als dein gebrochenes Herz.«

Sie starrte ihn auf eine Art an, die er nicht deuten konnte, doch sie schien ihm wenigstens zuzuhören. Also fuhr er einfach fort. »Jäger deines Vaters suchen nach dir. Du musst dich jetzt entscheiden, ob du zurückkehren willst in dein altes Leben als Prinzessin, oder ob du das tun möchtest, weshalb du eigentlich in den Nexus gekommen bist.«

Laut sog sie die Luft in ihre Lungen und sah ihn schockiert an. Ihr Gesicht war käseweiß. »Woher weißt du, wer ich bin?«

Tilorems Gesicht sprach Bände und Ashra kam sich plötzlich so dumm vor. »Zwei Tage nach deiner Ankunft kamen Soldaten deines Vaters und haben dich gesucht. Seitdem weiß ich es.«

Der ganze Abend war nur noch ein heilloses Durcheinander, ihre Gefühle spielten verrückt und alles brach gerade über ihr zusammen.

Sie war überrascht und geschockt. Sie hatte gedacht, ihr Vater würde sie sofort zurückbringen, wenn er erfuhr, was sie getan hatte. Er müsste doch toben vor Wut. Sie schniefte verstoßen. »Das heißt, mein Vater wusste die ganze Zeit, dass ich hier bin?« Sie wusste nicht ganz, ob sie erleichtert oder doch eher enttäuscht sein sollte.

»Nein, ich sollte dich aufspüren und dann zurückbringen. Aber ich habe nie jemandem erzählt, wo du bist. Und ich habe auch nicht vor, es jetzt den Jägern zu verraten. Das ist deine Entscheidung.« Der Mann ihr gegenüber sah sie aufmerksam an und wartete auf eine Reaktion. Sie starrte zurück, war nicht einmal fähig zu atmen. Das war Hochverrat! Und er würde es noch einmal tun, für sie. »Warum?«

»Spielt das eine Rolle?« Genervt beobachtete er sie, wie sie dasaß und ihn nur mit offenem Mund anstarren konnte. Irgendwann schüttelte er enttäuscht den Kopf. »Du bist viel zu leicht zu manipulieren, naiv und unschuldig.«

Es tat weh, dass er das sagte, aber er hatte recht. Und sie war dumm. So verdammt dumm. Sie hatte eines der wichtigsten Gesetze der magischen Völker gebrochen und einem Menschen erzählt, wer sie war.

Die Menschen hatten schon früher magische Wesen gejagt, einige Völker hatten sie vollkommen vom Angesicht der Erde

getilgt. Würden sie nun auch wieder die Elfen und Feenwesen jagen, weil sie in ihrer Dummheit und Verliebtheit einem dahergelaufenen Idioten vertraut hatte?

Nein, Joey war kein Idiot, sie war die Idiotin. Joey war etwas Besonderes ... Sie schüttelte den Kopf. Nein, er war nichts Besonderes. Er hatte sie benutzt, ein paar Schmeicheleien und sie hatte ihm alles geglaubt.

Hundeelend war ihr zumute. Sie hatte wirklich gedacht, sie würde ihm etwas bedeuten. Sie hatte gedacht, sie liebe ihn. Aber irgendwie ärgerte sie sich mittlerweile mehr über den jungen Mann und diese verkorkste Situation, als dass sie ihm wirklich hinterhertrauerte. Und das zeigte ihr, dass Tilorem auch damit recht behalten hatte. Ärgerlich! »Ahhh, was mach ich denn jetzt? Was ist, wenn Joey wirklich das FBI ruft?«

»Ich sagte doch schon, ich kümmere mich darum«, brummte er.

Sie vergrub den Kopf in ihren Händen, ihr stiegen wieder die Tränen in die Augen, doch dieses Mal schaffte sie es, sie niederzukämpfen. Zitternd atmete sie ein und fing erneut an zu jammern. »Was mache ich jetzt nur?«

»Das ist deine Entscheidung, aber ich habe dich eigentlich für stärker gehalten.«

Sie schluckte und betrachtete Tilorem neugierig. »Du hältst mich wirklich für stark?«

Er trank aus seiner Tasse und legte die Füße auf dem niedrigen Couchtisch ab. Sie nahm auch einen Schluck von dem Kaffee und verzog angewidert das Gesicht, als ihre Geschmacksknospen die Bitterkeit aufnahmen. Schnell stellte sie die Tasse wieder hin.

»Naja, momentan eher nicht. Aber du hast Mumm in den Knochen und bist eine Kämpfernatur.«

Misstrauisch sah sie ihn an, doch er klang nicht wie die anderen Höflinge, die ihr immer bedeutungslose Komplimente

gemacht hatten, nur um ihrem König zu gefallen. Sie priesen ihr blondes Haar, ihre strahlenden Augen und ihre zierliche Figur. Doch meistens hatte sie das Gefühl, sie würden sie nicht einmal ansehen. Es war nicht selten vorgekommen, dass ihre blauen Augen besungen worden waren, dabei hatte sie grüne, was überhaupt nicht dem Idealbild der Elfen entsprach. Ihr Haar war nicht so hell, dass es fast weiß wirkte. Joey hatte ihr Aussehen jedoch gefallen. Sie schluckte und verdrängte schnell ihre Gedanken an den Jungen.

Mumm in den Knochen, das hatte noch keiner von ihr behauptet.

»Als Kind warst du sehr abenteuerlustig und hast ziemlich viel Schabernack getrieben. Du warst schon immer klug und als du alt genug warst, hast du dich sogar gegen deine Eltern durchgesetzt und eine Ausbildung zur Heilerin absolviert. Und so viel ich gehört habe, bist du gut, sehr gut.« Sein sonst so mürrisches Gesicht bekam einen liebevollen Zug, während er über sie sprach. Es klang, als würde er sie kennen. Obwohl, es gab viele Elfen, die meinten, nur, weil sie sie immer sahen – lächelnd und winkend – oder den Klatsch und Tratsch des Hofes hörten, würden sie sie kennen. Jedoch waren ihre Eskapaden ein gut gehütetes Geheimnis des Palastes. Denn es geziemte sich überhaupt nicht für eine Prinzessin, rebellisch zu sein.

»Du glaubst mir nicht, dass ich dich für mutig halte?«

Sie schüttelte zweifelnd den Kopf. »Ich bin ein Feigling. Ich habe nichts erreicht, seit ich hier bin.«

»Und was wolltest du erreichen?«

Ashra starrte auf ihre Hände, sie fühlte sich wie eine totale Versagerin. »Ich wollte unser Volk retten.« Sie wusste, wie lächerlich das in seinen Ohren klingen musste, denn die meisten Elfen waren der Meinung, sie müssten gar nicht gerettet werden. Doch überraschenderweise lächelte Tilorem sie stolz

an, sodass ihr ganz mulmig wurde. »Hast du es überhaupt versucht?«

Betroffen rang sie ihre Hände. Sie hatte nichts getan, um ihrem Volk zu helfen. Nichts! Weil sie die ganze Zeit lieber mit einem Jungen Händchen gehalten hatte. »Weißt du, wie ich das Pantheon kontaktieren kann?«

Er stand auf und sie sah, wie seine Schultern sich verspannten. »Ich denke nicht, dass der Rat uns helfen wird.«

Sie ließ sich in den Sessel zurückfallen. »Also ist es hoffnungslos.«

»Willst du wirklich jetzt schon aufgeben, wie ein Feigling?«

Seine Stimme war herablassend und sie warf ihm einen wütenden Blick zu. Erst nannte er sie mutig und jetzt feige. »Was erwartest du von mir?«

»Ich will, dass du deine eigenen Entscheidungen triffst und deinen eigenen Verstand benutzt. Du bist brilliant als Heilerin, ich wette, dein hübsches Köpfchen kann auch noch andere Dinge lernen und begreifen.« Es klang irgendwie beleidigend. »Was soll das bitte heißen?«

»Dass du bisher keine Ahnung von Politik von der Welt außerhalb des Elfenreichs hast. Eigentlich weißt du nicht einmal genug über das Elfenreich selbst. Wie willst du so bitte deine eigenen Entscheidungen treffen? Wie willst du so irgendwann einmal eine gute Königin werden?«

Wenn sie an all die vielen Stunden Unterricht zurückdachte, in denen sie gelernt hatte, wie sie sich richtig verhalten sollte, wie sie sich als zukünftige Herrscherin benehmen musste, wurde sie wütend. »Ich wurde dazu erzogen, Königin zu sein.«

»Nein, du wurdest dazu erzogen, hübsch auszusehen und die königliche Linie fortzuführen. Die Entscheidungen treffen immer andere für dich.«

»Mein Vater ...«

»Dein Vater, Arèll Albion, weiß, dass unser Volk langsam ausstirbt, doch anstatt etwas zu tun, verbarrikadiert er sich. Schneidet unser Volk von allem ab. Entweder unser Volk passt sich an, oder es wird untergehen. Und genau das hast du schon erkannt. Du wirst uns retten. Daher wirst du eine großartige Königin sein. Du musst es einfach sein, denn es gibt sonst niemanden.«

Er schien wütend zu sein. Verwirrt und zweifelnd beobachtete sie ihn, während sie nachdenklich auf ihrer Unterlippe kaute. Ihr Vater war damals erobert gewesen über ihre Forschung, hatte sie als Hirngespinnst abgetan und ihr mehr als einmal verboten, darüber auch nur ein Wort zu verlieren. Außerdem liebten die Elfen ihren Vater, verehrten ihn. Sie würde nie in seine Fußstapfen treten können. Er befahl eine riesige Armee, von deren Größe und Aufbau sie bisher keine ... Ahnung ... hatte.

Sie biss sich auf die Lippen und stöhnte. Bisher hatte sie sich wirklich immer nur sagen lassen, was sie zu tun hatte, wie sie sich zu verhalten hatte. *Lächeln und Winken*. Nur in einer Sache nicht, wenn es um die Gesundheit ihres Volkes ging, da hatte sie ihm die Stirn geboten und ihr Verhältnis war seitdem schwierig.

»Über deine Bestimmung entscheidest nur du selbst. Allerdings solltest du dich bald entscheiden.«

»Wie soll ich den Jägern entkommen?«

Tilorem lächelte, stand auf und verließ den Raum. Fragend sah sie dem Mann hinterher. Was erwartete er jetzt von ihr? Dass sie ihren »brillanten« Verstand einsetzte, um zu fliehen? Der schien sie jedoch komplett im Stich gelassen zu haben, denn ihre Gedanken waren nur noch ein heilloser Durcheinander.

»Ich habe einen Fluchtplan für dich.«

Überrascht sah sie auf, als Tilorem wieder den Raum betrat, mit einer kleinen Reisetasche, die bis zum Rand mit Geld gefüllt war.

Mehr unter forever.ullstein.de